

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN

Paul Schneider

Der Zeuge von Buchenwald

Rudolf Wentorf

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach! Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. (Hebr. 13, 7. 8)

Den evangelischen Gemeinden in
Hochelheim/Kreis Wetzlar, Dornholzhausen/Kreis Wetzlar,
Dickenschied/Hunsrück, Womrath/Hunsrück und
Frau Pfarrer Margarete Schneider, geb. Dieterich
freundlichst zugeeignet

Paul Schneider

Der Zeuge von Buchenwald

Von

Rudolf Wentorf



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALT

Vorwort	5
Zur Erinnerung	7
Elternhaus und Schule	10
Du bist der Töpfer, ich der Ton	15
Zum Dienst bereit	39
... und sollst mein Prediger bleiben	51
Wer bist du, Mensch?	94
Literaturverzeichnis	104

© 1967 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a.d.L.

Vorwort

Ein Lebensbild über Pfarrer Paul Schneider zu schreiben, dürfte für jeden Autor ein mehr als schwieriges Unternehmen sein. Sein Kämpfen und sein Leiden sind gedanklich so schwer nachvollziehbar, weil alles so unmenschlich, so grausam war.

Die Kirche ist für Pfarrer Schneider mehr als eine behördlich dirigierte Organisation Gleichgesinnter. Sie hat als Gemeinde Jesu Christi Zeugendienste in dieser Welt zu tun, damit sein Name verherrlicht werde. Gott ist für Paul Schneider der immer Gegenwärtige und Unumstößliche, der im Dennoch des Glaubens den sich zu ihm Bekennenden hält.

Zu danken haben wir Frau Pfarrer Margarete Schneider, geb. Dieterich, die der evangelischen Gemeinde Dickenschied/Womrath die Treue gehalten hat, für die Überlassung des in ihren Händen befindlichen Materials, Herrn Alfred Hannemann vom Lettner-Verlag, Berlin, für die Abdruckserlaubnis einiger Zitate aus dem Buch „Der Prediger von Buchenwald“. Ferner haben wir an dieser Stelle dem Direktorium der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte in Buchenwald bei Weimar für die wertvollen Hinweise anlässlich eines Besuches zu danken. Wie würdig ist dort die Zelle von Pfarrer Schneider der Nachwelt zur Mahnung und zum Gedenken erhalten!

Unser Dank gilt auch seinen Leidenskameraden Notar A. Leikam, Arthur Dietzsch und Walter Poller. Sie haben durch wichtige Beiträge diese Arbeit gefördert.

Frau Oberstudienrätin Marie-Agnes Ohly hat wiederum die mühselige Arbeit des Korrekturlesens übernommen; dafür sind wir ihr Dank schuldig. Endlich danken wir auch dem Brunnen-Verlag, der auch jetzt wieder viel Geduld bis zur Einreichung des Manuskriptes aufbringen mußte.

Nach Fertigstellung des Manuskriptes sind noch wichtige Unterlagen in die Hände des Unterzeichneten gekommen, die hier keine Verwendung mehr finden konnten. Sie werden zu einem späteren Zeitpunkt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Epiphantias 1967

Rudolf Wentorf

Zur Erinnerung

Wenn irgendwo ein Neues entsteht und in das Blickfeld der Zeit tritt, gesellt sich dem sofort der Chronist zu und verläßt es erst wieder, wenn die Uhr des Neuen in dieser Weltzeit abgelaufen ist. An seinem Tun und Lassen kann den Chronisten niemand hindern. Es gibt keinen Ort, wo er nicht ist; er registriert alles, das Augenfällige wie das Unscheinbare. Er kann angenehm und auch unangenehm sein, er ist in jeder Hinsicht unbestechlich. Vor ihm liegt das Vordergründige und das Hintergründige offen da. Die Welt sagt, wenn der Chronist seine Blätter aufschlägt: „Die Sonne bringt es an den Tag.“ Der Psalmist hingegen bekundet: „Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne.“ Darum bezeugen wir, daß Gott nichts verborgen sein kann.

Es gibt auf unserem Erdball Stätten, die je und dann auf Grund erregender Ereignisse in das Blickfeld der Zeit kommen und danach wieder in der Hintergrund treten, bis sie von neuem in aller Munde sind. Weimar, eine Stadt mit überreicher geschichtlicher Vergangenheit, gehört dazu, und der Chronist hatte im Ablauf der Zeiten nicht wenig zu tun, um alles festzuhalten. In den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts glaubte er etwas zur Ruhe zu kommen. In Stadt und Umgebung geschah nichts von Bedeutung, alles war überschaubar; von hektischer Überstürzung keine Spur. Im Juli 1937 aber wurden unser Chronist und die Bürger der Stadt jäh erschreckt, irgend etwas stimmte in ihrer Gegend nicht. Als er aufsah, hatte er das vor Augen, was niemand auch nur von ferne ahnen konnte.

Das Gelände des Ettersberges links von der Weimar-Sömmerdaer Landstraße war für die Bevölkerung gesperrt. Autos und verschlossene Lastwagen der SS belebten die Straße. Unser Chronist, für den kein Stacheldraht zu eng, keine Spannung zu hoch und keine Mauer zu dick ist, war

Tag und Nacht unterwegs und registrierte so grausige Geschehnisse, wie sie nur in apokalyptischen Zeiten denkbar sind.

Unter Blut und Tränen wurde eine Straße gebaut und ein Lager errichtet für Menschen, die ihren Familien gewaltsam entrissen worden waren. Peitschenhiebe klatschten auf die unter strenger Bewachung arbeitenden Männer nieder, und Schüsse bellten durch den Wald. Es ist nicht von ungefähr, daß die breite, saubere Betonstraße den Namen „Blutstraße“ erhalten hat. Die Männer, die von einer diabolischen Macht in den Wald, in die Baracken getrieben wurden, starben in Scharen infolge Unfalls, Erschöpfung, Mißhandlung und willkürlicher Tötung. Was galt den braunen Machthabern schon ein Menschenleben? Sie achteten es wie einen Spott.

Ein Lager, ein Konzentrationslager vor den Toren von Weimar?! Eine Wegstunde von den bedeutsamen Stätten des deutschen, des europäischen Geistes, da wo u. a. Goethe, Schiller und Herder ihre Heimstatt hatten. Ein Lager, in dem die Unmenschlichkeit zu Hause ist. Unfaßlich! Aber Gott sei es geklagt, doch wahr!

Der Kalender zeigt Sonnabend vor dem ersten Advent 1937 an, da rollt in den Morgenstunden ein Zug aus Richtung Frankfurt/Main in den Bahnhof von Weimar ein. Ein Wagen wird abgekuppelt und auf ein besonderes Gleis geschoben. Der Waggon wird sofort von Polizisten umstellt, die in ihren Fäusten entsicherte Karabiner haben. Sie achten auf jeden einzelnen, der durch die schmale Wagentür neben das Gleis tritt und dem sogleich Handschellen angelegt werden. Die so streng Bewachten müssen die bereitstehenden Lastwagen besteigen, und in schneller Fahrt geht es unter der Unterführung hindurch, rechts die Landstraße hinauf, bis der Fahrer ruckartig bremst und links in die „Blutstraße“ einbiegt. Nachdem er einige weitgeschwungene Kurven durchfahren hat, hält er an. Die Gefesselten bekommen die Anweisung abzusteigen und stehen unter

einem verhangenen Novemberhimmel. Tannen und Kiefern, die die Straße säumen und gerade in der vorweihnachtlichen Zeit eine besondere Bedeutung haben, mochten sie für Bruchteile von Sekunden der Wirklichkeit entrückt haben, denn am nächsten Tage wurde daheim die erste Kerze entzündet. Aber wie jäh wurden sie in ihre neue Wirklichkeit zurückgerufen! Die Polizei nimmt ihnen die Handschellen ab und übergibt sie der SS. Ihre Hände sind frei; in den nächsten Minuten sollten sie aber spüren, daß sie nunmehr Freiwild und den jeweiligen Launen der sie bewachenden SS-Männer ausgeliefert sind.

Plötzlich schreit einer von denen in der schwarzen Uniform mit dem Totenkopf: „Karacho!“ Keiner von den Neuangekommenen weiß, was das zu bedeuten hat. Ehe es zum zweiten Mal geschrien wird, verstehen sie es. Die SS-Männer schlagen mit Knüppeln und Gewehrkolben wild auf sie ein. Sie beginnen zu laufen, als wollten sie um ihr Leben rennen. Die Straße kurz vor dem Lagertor heißt noch heute „Karachoweg“.

Unter den Neuangekommenen befindet sich auch ein Mann mit dem bürgerlichen Namen Paul Schneider, von Beruf evangelischer Pfarrer. Er wird genauso wie all die andern in das Lager hineingeprügelt und bekommt von der SS die Häftlingsnummer 2491.

Wir erinnern uns doch, daß es in Deutschland, in Europa so etwas gegeben hat?

In diesem Büchlein wollen wir in das Leben von Paul Schneider hineinhorchen, der als Diener am göttlichen Wort zum Zeugen von Buchenwald wurde. Wenn wir ein solches Unternehmen wagen, dann wollen wir uns zugleich Rechenschaft geben, warum wir es tun. Das Wort „Zeuge“ heißt in der griechischen Sprache Märtyrer. Christus selbst hat seinen Jüngern befohlen, daß sie in der Welt seine Zeugen, also seine Märtyrer sein sollen. Hat der Zeuge diese Aufforderung als Aufgabe erkannt, erfordert sie eine Treue, die nicht nur bis an den Rand des

Todes, sondern bis in ihn hinein zu beweisen ist. Damit wiederholt der Zeuge das Martyrium Christi am eigenen Leibe. Christus selbst ist im Leiden seines Zeugen in der Zeit gegenwärtig. Hier hat die Offenbarung des Herrn an den Apostel Paulus in 2. Kor. 12, 9 seine besondere Bedeutung: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Wir treiben mit unseren Blutzegen keinen Kult, sie sind für uns Wegweiser und Leuchtfeuer zugleich, die auf Christus weisen. Sie verherrlichen seinen Namen, damit die Welt, damit wir den Gesang der oberen Gemeinde erfahren:

„Das Lamm, das erwürgt ist, ist würdig, zu nehmen Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob“ (Offb. 5, 12).

Elternhaus und Schule

Der Höhenzug des Soonwaldes gibt dem alten Pfarrdorf Pferdsfeld einen malerischen Hintergrund. Hier wurde Paul Schneider am 29. August 1897 geboren und am 29. September in der Kirche getauft. Schon bald nach der Geburt seines Sohnes war Pfarrer Gustav Adolf Schneider gezwungen, ein neues Haus zu bauen. Die Familie war sehr froh darüber, da die alten, feuchten Gemäuer des Hauses für das Gichtleiden, das die Mutter sich zugezogen hatte, immer unerträglicher wurden. In diesem Haus verbrachte Paul Schneider die erste Zeit seiner Jugend, behütet und geleitet von seinen Eltern.

Vater Schneider stammte aus Elberfeld. Seine Familie gehörte zur reformierten Gemeinde, deren Hirte damals Pastor Friedrich Wilhelm Krummacher war. Schon früh verlor er seine Mutter und wurde von seiner Tante Maria, einer geistig regen Lehrerin, erzogen. In Elberfeld war es zu einer Spaltung innerhalb der reformierten Gemeinde gekommen, während der Dr. Hermann Friedrich Kohl-

brücke nach Elberfeld kam. Tante Maria besuchte fleißig die Versammlungen unter Kohlbrücke, verließ aber die angestammte Gemeinde nicht. So kam es, daß ihr Schützling Gustav Adolf Schneider von Pastor Krummacher konfirmiert wurde, obwohl ihr Herz bei der kleinen Gemeinde um Kohlbrücke war. Wir wollen diesen Umstand nicht überbewerten, dürfen ihn aber nicht außer acht lassen. In diesen Gemeinden war noch etwas von der Kirchenzucht lebendig, die in seinem späteren Leben, insonderheit aber in dem seines Sohnes Paul, eine große Rolle gespielt hat.

Nach dem Schulbesuch entschied sich Schneider für das Studium der Theologie und wurde Schüler von Professor Johann Tobias Beck in Tübingen, der auf seine Weise den theologisch-akademischen Strömungen entgegen nicht „modern“ sein konnte und wollte, sondern „auch auf dem Lehrstuhl der Dogmatik und Moral biblischer Theologie zu sein“ sich bemühte. Der Briefwechsel, den Gustav Adolf mit seiner Tante Maria während dieser Zeit führte, hätte uns, wenn er nicht den Flammen des letzten Krieges zum Opfer gefallen wäre, manchen Aufschluß über den Werdegang des jungen Studenten und über den Einfluß von Johann Tobias Beck auf ihn geben können.

Gustav Adolf Schneider ist später ein allseitig hochgebildeter Mann geworden, der immer wieder über die Fragen seines Dienstes neu nachdenken mußte. Er hat es sich nie leicht gemacht, er hielt zeitnahe, auf biblisches Fundament gegründete Predigten. Dabei konnte er es sich leisten, in der Predigt gelegentlich auf bestimmte Geschehnisse im Dorf anzuspielen. Wenn er dabei einmal sehr deutlich geworden war, ging die Rede um, daß „wieder einer über die Kanzel gehüpft sei“. Streng wachte er über die in der Gemeinde von alters her überkommenen Sitten. So wurde ein Brautpaar, das in der Erwartung eines Kindes heiratete, nicht in der Kirche, sondern in seinem Amtszimmer ohne jegliches Zeremoniell getraut. Selbst Blumen und eine Decke auf dem Tisch waren nicht erlaubt. Er war ein

gestrenger Herr, für den das traditionelle Moment im Leben einer Gemeinde seine besondere Wichtigkeit hatte. Daß hinter allem ein seelsorgerliches Anliegen stand, muß und soll an dieser Stelle besonders deutlich gesagt werden. Er war immer geradeaus, Halbheiten gehörten nicht zu seiner Art; allerdings hat ihm hie und da seine Schwerfälligkeit in äußeren Dingen Not bereitet.

Seine Gattin entstammte einem bäuerlichen Geschlecht, das sich im nordhessischen Raum niedergelassen hatte. Ihre Eltern, die sich in Düsseldorf ein Hotel erwerben konnten, verlor sie schon sehr früh, so daß ihr das Waisenhaus in Mülheim an der Ruhr, in dem sie später selbst als Erzieherin tätig gewesen ist, nicht erspart blieb. Sie war eine energische, fröhliche Frau, die tapfer und getrost alle Unbilden des Lebens zu ertragen wußte. Paul hat seine Mutter nur noch als Gichtkranke erlebt, die schon sehr früh an den Sessel gefesselt war. Mit viel Geschick hat sie dennoch ihre hausfraulichen Pflichten erfüllt und dem Heim die Wärme verliehen, die es erst zu einer rechten Heimstatt für die Familie macht. Sie liebte alles Schöne, und nicht selten konnte man sie im Hause fröhlich singen hören. Ihre Freude an der Musik und am Singen hat sie ihrem Sohn Paul mit in die Wiege gelegt.

Es dürfte verständlich sein, daß sie für ihren Paul der Inbegriff aller Innerlichkeit war. In späteren Jahren schrieb er von seiner Mutter: „Sie blieb die fröhliche Seele unseres Hauses, solange sie unter uns sitzen konnte.“ In dem Lebenslauf, den Paul Schneider bei der Meldung zum ersten theologischen Examen mit einreichte, lesen wir: „Das fröhliche Gottvertrauen, mit dem meine Mutter ihr schweres Gichtleiden bis ans Ende trug, und ihre selbstlose, sorgende Liebe haben wohl die ersten religiösen Keime in mir gelegt.“

Zu Beginn des ersten großen Völkerringens rief sie der himmlische Vater zu sich in die ewige Heimat. Auf ihrem Grabstein können wir lesen:

„Seid fröhlich in Hoffnung,
geduldig in Trübsal,
haltet an am Gebet!“ (Röm. 12, 12.)

Kann ein Gatte eine tiefere Aussage im Blick auf die heimgerufene Gattin machen?

Bevor wir aber weiter in das Leben von Paul Schneider hineinleuchten, müssen wir noch der treuen Hausgehilfin Sophie gedenken, die mit aufopfernder Treue von den Pferdsfelder Tagen an beiden Pfarrfamilien Schneider gedient hat. Pauls ganzer Lebensweg vollzog sich unter ihren Augen. Nach Kräften vertrat sie an den drei Schneidersöhnen Mutterstelle.

Paul Schneider ist in einer dem jugendlichen Herzen wohltuenden Freiheit aufgewachsen. In seinen Adern pulsierte das Blut seiner bäuerlichen Ahnen, das er nie verleugnet hat. Er liebte die Natur und auch die Arbeit mit Hacke und Spaten.

Von Pferdsfeld aus wanderte er als Knabe von Zeit zu Zeit über die Höhen des Waldes hinweg nach Dickenschied, dem Dorf seines späteren „Schicksals“, um seinen Onkel, der dort Pfarrer war, zu besuchen. Noch heute dient dem dortigen Presbyterium das gleiche Protokollbuch, in dem sich die Sitzungsberichte unter dem Vorsitz von Pfarrer Walter Schneider und Pfarrer Paul Schneider befinden.

In Pferdsfeld hat Vater Schneider seinen Sohn Paul für das Gymnasium in Bad Kreuznach vorbereitet. Die räumliche Entfernung zwischen Pferdsfeld und Bad Kreuznach ließ es nicht zu, daß Paul weiterhin ständig im Elternhaus wohnen konnte. Er vertauschte sein geliebtes Daheim wochentags mit einem Internat. Am Sonnabend jedoch, wenn das Klingelzeichen das Ende der letzten Unterrichtsstunde verkündete, ward unser Paul nicht mehr gesehen. Im Galopp ging es zum Bahnhof, damit der Zug ihn in seine dörfliche Freiheit bringen konnte.

Als Paul vierzehn Jahre alt war, wechselte der Vater seine Pfarrstelle. Die neue Heimat hieß Hochelheim und

lag im Kreis Wetzlar, unweit der Universitätsstadt Gießen. Mancherlei Hoffnungen haben sich im Blick auf die Mutter an diesen Umzug geknüpft. Von nun ab fuhr er mit dem Fahrrad und der Eisenbahn in die Schule und kehrte nach Schulschluß wieder ins Elternhaus zurück. Auf dem humanistischen Gymnasium in Gießen schloß er eine Freundschaft, die in späteren Krisenzeiten ihre Bewährungsprobe bestanden hat. Emil Weber, Pfarrerssohn aus Lang-Göns, und Paul Schneider, Pfarrerssohn aus Hochelheim, wurden unzertrennliche Freunde. Von Hochelheim aus wanderte auch Vater Schneider von Zeit zu Zeit nach Lang-Göns zu seinem Pfarrbruder Theodor Weber. Die offene und brüderliche Art, mit der beide einander begegneten, gestattete ihnen einen fruchtbaren Austausch aller ihren Dienst betreffenden Fragen.

Die Schulzeit von Paul Schneider verlief ohne jegliche Zwischenfälle. Das Erlernen der alten und neuen Sprachen fiel ihm nicht schwer. Die körperliche Ertüchtigung in Spiel und Sport hat er gern geübt. Seine Altersgenossen haben immer wieder seinen Mut bewundert, den er bei allen Unternehmungen zeigte. Dabei ist ihnen nie der Gedanke gekommen, daß er sich in den Vordergrund spielen wollte; alles war bei ihm selbstverständlich und echt. Im Religionsunterricht wurde ihm eine extrem liberale Theologie vorgesetzt, die ihm später viel zu schaffen machte.

Als das Ende seiner Schulzeit gekommen war, stand Europa, stand die Welt in Flammen. Vater Schneider war ein nationalbewußter Mann, der die Staatsform, in die er hineingestellt war, von Herzen bejahte. Den späteren Umschwung hat er bis zu seinem Tode nie überwinden können. Es war völlig in seinem Sinne, daß sein Sohn Paul sich freiwillig zum soldatischen Einsatz meldete, um für Kaiser und Reich zu stehen. Auf Grund seiner Meldung als Kriegsfreiwilliger legte Paul Schneider das Notabitur ab. Auf der ihm überreichten Urkunde ist als später angestrebtes Studium „Medizin“ zu lesen.

Du bist der Töpfer, ich der Ton

Mit einem glühenden Herzen und einem einsatzbereiten Willen zog Paul Schneider ins Feld. In Winter 1915/16 wurde er in Rußland leicht verwundet. Für seinen tapferen Einsatz erhielt er das Eiserne Kreuz, und im letzten Kriegsjahr wurde er noch zum Leutnant der Reserve befördert. Er wußte sich bis zum bitteren Ende der Fahne verpflichtet, und so wurden ihm erst am 19. Dezember 1918 im Geschäftszimmer des Füs.-Artl.-Reg. Nr. 20, das in dem zu Preußen gehörigen Altona-Bahrenfeld seinen Standort hatte, die Entlassungspapiere vom Soldatenrat übergeben.

Mit einem Kameraden blieb Paul Schneider zwei Tage in Hamburg, bis er die Heimreise antrat. Er machte Beobachtungen, die für ihn nicht ganz unwichtig waren. In der Nacht vom 22. zum 23. Dezember 1918 traf er in Hochelheim ein. Vom Weihnachtsfest lesen wir in seinem Tagebuch: „Seit 1914 wieder die erste Weihnacht, die zweite ohne Mutter, zu Hause. Es ist einfacher geworden, stiller, nicht schöner. Das warme Gefühl, das sonst die Mutter, die Frau mit ihrem liebenden Herzen, hereingebracht, fehlt ... Das sonst so schöne, geheimnisvolle Arbeiten, Geheimtun und Schaffen für die Weihnacht fehlt ganz.“ Aber dennoch wird ihn die Heilige Nacht mit ihren eigenen inneren Gesetzen umfassen haben, so daß auch er ein wenig die Welt, die uns geheimnisvoll umgibt, erahnen konnte.

Für Paul Schneider begann nun etwas ganz Neues. Vor seiner Seele standen die mannigfachen sozialen Fragen, denen er sich nicht verschließen konnte. Er sah über die Stände hinweg den Menschen mit seiner peinigenden inneren Not. Dabei lenkten sich seine Blicke insbesondere auf den Arbeiter, auf die breite Masse. So entscheidet er sich für das Studium der Theologie.

Paul Schneider versuchte die sozialen Zeitströmungen

zu erfassen und beschäftigte sich in diesem Zusammenhang mit Karl Marx, den er sehr gründlich durcharbeitete. Wie sehr ihm der Arbeiter am Herzen lag, zeigte sich später bei ihm unmißverständlich.

Im deutschen Krisenjahr 1919 nahm Paul Schneider sein theologisches Studium in Gießen auf. Mit Fleiß und Ausdauer ging er ans Werk und erlernte zunächst die hebräische Sprache. Hier kam ihm seine schnelle Auffassungsgabe für Sprachen gut zustatten. Für seinen alten Gymnasialdirektor war es eine besondere Freude, daß er ihm sehr bald die bestandene Sprachprüfung auf dem alten Reifezeugnis zusätzlich bescheinigen konnte.

Der Neubeginn brachte für unseren Studenten dennoch manche Schwierigkeiten mit sich, und schon sehr bald lesen wir: „Schwer finde ich mich bei meiner schwerfälligen Art in alles Neue. So ist mir das Zwischensemester anfangs ein seelischer Druck. Die neue Art der geistigen Beschäftigung, das ganz Auf=sich=gestellt=Sein, die Verantwortung für das eigene Selbst belastet zuerst.“ War es wirklich ausgesprochene Schwerfälligkeit, die sich hier zeigte? Wir gehen nicht fehl, wenn wir dazu bemerken, daß Paul Schneider mit seinen Äußerungen unter den Theologiestudenten keine Ausnahme bildet: Solche und ähnliche Fragen sind vielen Studenten der Gottesgelehrsamkeit zu allen Zeiten gekommen. Er ringt hier um das rechte Maß, um die rechte Verantwortung. Gerade seine Bemerkung: „Die Verantwortung für das eigene Selbst belastet zuerst“ zeigt uns, daß er nicht in den Tag hineinlebte, sondern sich über das, was er hört und liest, Gedanken machte. Er war wie der Ton in der Hand des Töpfers. Die Wege, die er zu gehen hatte, waren mehr als schwierig und voller Gefahren.

Sobald es seine Zeit erlaubte, finden wir ihn im väterlichen Garten, wo er sich den nötigen körperlichen Ausgleich verschaffte. In dieser Zeit bereitete ihm auch der ihm eigene Hang zur Zurückgezogenheit große Not. Er ver-

suchte ihm zu begegnen und meldete sich beim Wingolf, einer studentischen Verbindung, der schon sein Vater angehörte. In seinem Tagebuch lesen wir: „Dazu kommt die Aktivmeldung beim Wingolf. Ist die Verbindung die Opfer an Zeit wert? Entspricht dem auch der Gewinn? Diese Frage und der Hang nach Einsamkeit, Scheu vor der Gesellschaft lassen mich beinahe zurückschrecken. Aber ein inneres Pflichtgefühl, das mich heißt, die angeborene Neigung zum Träumen und zur Bequemlichkeit zu überwinden, hält mich doch der Farbe Schwarz=Weiß=Gold treu.“ Diese bemerkenswerte Eintragung endet mit einem Satz, der im Leben von Paul Schneider seine besondere Bedeutung haben soll: „Wenn du unentschlossen bist zwischen zwei Dingen, so wähle das dir weniger Bequeme!“

In Paul Schneider brodelte es; seine studentische Umgebung stellte gesellschaftliche Mängel fest. Ihm wurde dringend geraten, eine Tanzstunde zu besuchen, um für weitere „Verpflichtungen“ gewappnet zu sein. Er folgte dem Rat der Freunde, die ihn dafür mit allem, was sie ihm an Freuden bieten konnten, umfingen. So ging er zunächst im Verbindungsleben auf. Aber dennoch kamen ihm bei aller Fürsorglichkeit der Kommilitonen immer wieder Zweifel an seinem Tun. Am Ende des ersten Zwischensemesters vermerkt er: „Zeitweilig durch die Gemeinschaft in den Instituten angeregt und befriedigt, manchmal auch leer bleibend und unbefriedigt. Reger Anhänger der Verbindung bin ich bisher noch nicht.“ Paul Schneider war es einfach nicht gegeben, sich dem Leben und Treiben, wie es sich im Verbindungsleben anbot, hinzugeben. Er hatte noch nicht sein Maß und seine ihm eigene Form gefunden. Bis dahin sollte es noch ein langer und beschwerlicher Weg sein.

Die damalige politische Gesamtsituation war mehr als bedrängend; Unheil verkündende Schreckgespenster jagten durch die Zeit und ließen die Menschen nicht zur Ruhe kommen. Paul Schneider notiert in seinem Tagebuch:

„... Versittlicht das Volk, macht die Menschen besser; dann nähern wir uns ganz von selber dem sozialen Staate.“ Er war ein Suchender, der alles kritisch wog und dabei für jedes echte weisende Wort von Herzen dankbar war. Im Anschluß an eine Begrüßungsfeier für heimkehrende Studenten vermerkt er sogleich den für ihn so wichtigen Satz aus einer Rede von Professor Krüger: „Nicht Herren, sondern Diener und Führer des Volkes sollen wir sein.“ In diesem Zusammenhang wird für ihn die Ethikvorlesung von Professor Maiers wichtig, der auf das Verhältnis zwischen der geistigen und körperlichen Arbeit zu sprechen kam: „Der Mensch bedarf der körperlichen und geistigen Arbeit, und zwar je mehr kulturell entwickelt, desto dringlicher der geistigen Beschäftigung. Dies war dem Proletariat ebenfalls ein Bedürfnis, dessen Befriedigung durch die sozialen Verhältnisse vor dem Kriege nicht gewährleistet war. Dies Bedürfnis ist mit ein Motiv zur Revolution . . . Durch die geistige Arbeit erhebt sich der Mensch über das Tier.“ Paul Schneider fordert ein soziales Denken und „die Teilnahme aller Menschen an den Geistesgütern der Menschheit“.

Am Ende des Semesters kamen ihm wieder Zweifel an seinen Fähigkeiten zum Hirtenamt, ja, er prüfte sich immer wieder, ob er überhaupt einer geistigen Arbeit fähig war. „Gut, daß das Semester zu Ende geht. Ich mag nichts mehr hören, ich kann den Vorträgen nicht mehr folgen. Mein Geist ist müde und leistet doch so wenig. Bin ich eigentlich geschickt zum akademischen Beruf, frage ich mich oft. Aber dann sage ich mir: So reinen Willen zum Pfarrberuf hattest du, als das Studium begann, und durchhalten und dich zu einem freudigen Arbeiten durchringen, das kannst du auch. Wenn nur die ersten greifbaren Erfolge da wären!“ Er registriert jede Regung und muß gegen sich in der Formung für sein Amt ehrlich bleiben. Haben nicht die Propheten, die Gottesmänner und Boten des Alten Bundes, immer wieder nach ihrer Würdigkeit,

nach ihrem Vermögen für den Dienst gefragt? Waren es nicht oft sehr unbedeutende Leute, die plötzlich im Brennpunkt des Geschehens standen?

Paul Schneider gehörte nicht zu den Geistesjüngern seiner Zeit, die auf Grund einer jugendlichen Begeisterungsfähigkeit sich einmal auf die eine, einmal auf die andere Seite stellten. Er war immer dann von einer inneren Unruhe gepackt, wenn er das Gebotene nicht voll erfaßt hatte. Bei alledem war es eine bemerkenswerte Eigenart von ihm, daß er bei allen auftretenden Schwierigkeiten die Ursachen immer bei sich selber suchte. Wenn er sich aber zu einem Standpunkt durchgerungen hatte, war es nicht leicht, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Sein Schul- und Studienfreund Emil Weber konnte davon ein „Lied singen“. Der Gattin schrieb der Freund nach dem Tode ihres geliebten Mannes: „Wir hatten vom Gymnasium her eine innige Freundschaft, die in den Gießener Semestern fast zu zerbrechen drohte infolge des radikalen Liberalismus, dem Paul sich völlig verschrieben hatte. Es verging kein Tag ohne heftige theologische Auseinandersetzung auf dem Weg zur und besonders von der Universität zum Bahnhof und im Zug. Paul konnte darüber das Aussteigen vergessen, und oft mußte ich ihn dazu ermahnen. Er führte das Gespräch dann vom Trittbrett weiter und sprang vom fahrenden Zug ab. Pauls Eifer für die ‚Wahrheit‘ ging bis zum äußersten, er hätte ihm sogar die Freundschaft geopfert, wenn er es für nötig hielt. Ich glaube aber heute, daß unsere Kämpfe die Vorbereitungen seines späteren Wandels waren, der dann ebenso klar und stark zutage trat.“

Im Blick auf die Zeitverhältnisse fiel es ihm schwer, in der Verbindung ganz aufzugehen. „O böse Zeit! Noch kein Lichtblick, kein Hoffnungsschimmer! Was einigermaßen hilft, ist die Arbeit, und da nun Feste feiern! Stiftungsfest! Ist es recht, es mitzufeiern?“ Es dauerte nicht lange, da kam es mit dem Wingolf zum Bruch. Doch hören

wir ihn selbst: „... diesmal aus eigener Initiative das Band zwischen sich und mir zerschnitt, da ich die Kom-
mentformen und Institutionsformen: ‚Grundlagen des
Verbindungslebens‘ als reformbedürftig angegriffen habe.
In der Hauptsache war es der Trinkkomment. Ich von mir
aus hätte darum ruhig in der Verbindung bleiben können,
bin nun aber doch froh, Zeit und Kraft für andere Dinge
frei zu haben.“ Diese Entscheidung fiel in Marburg, wo er
inzwischen seine Studien fortgesetzt hatte. Noch aber ge-
hörte er dem Gießener Wingolf an.

Im Sommersemester 1920 finden wir Paul Schneider in
Tübingen. Er, der im Idealismus und Liberalismus Gefan-
gene, will einmal andere theologische Luft atmen, als sie
ihm in Gießen und Marburg geboten wurde. In der Stadt
fand er kein Zimmer, und so versuchte er es im Weilhei-
mer Pfarrhaus. Dort aber wollte man eigentlich keinen
Studenten mehr; der Kreis der Familie war sehr groß und
die Arbeit überreichlich. Paul Schneider bat und wurde
aufgenommen. Er hatte hier nicht nur eine Schlafstelle,
sondern durfte wie selbstverständlich am Familienleben
teilnehmen. Können wir uns vorstellen, was das für ihn
bedeutete? Im väterlichen Pfarrhaus in Hochelheim war es
sehr einsam; der Vater lebte ein sehr abgeschlossenes
Leben. In Weilheim erlebte er das, wonach sich jeder
Mensch, der Herz und Gemüt hat, sehnt: eine Familie, in
deren Mitte die Mutter waltet und allem die rechte Wärme
verleiht. Die jüngste Tochter des Hauses, Margarete, eben
aus der Schule entlassen, ging jeden Morgen in die Stadt,
um auf der Frauenfachschule die für ihr weiteres Leben
notwendigen Dinge zu erlernen. Paul Schneider hatte täg-
lich den gleichen Weg, und so zogen beide plaudernd ihre
Straße. Mittags fuhren sie oft mit einem Boot auf dem
Neckar und ließen ihre Gedanken schweifen. Für Paul
Schneider war die „Angelegenheit klar“, für sein junges
Gegenüber noch lange nicht. Wie konnte sie in so jungen
Jahren schon an eine feste Bindung denken! So wurde sein

Herzenswunsch einer ferneren Zeit anheimgestellt. Zwei Jahre hindurch flatterte gelegentlich ein Brief oder eine Karte an den „Herrn Pfarrer“ ins Weilheimer Pfarrhaus, bis der Tag kommen sollte, da der gemeinsame Weg durch eine vierjährige Brautzeit beginnen durfte.

Wir, die hier sein Leben in kurzen Überblicken verfolgen, müssen im Blick auf die wenigen Monate in Tübingen eine bemerkenswerte Feststellung machen. Kein Geringerer als Karl Heim hat in der Seele von Paul Schneider eine heilsame Unruhe entfacht. Seine Frau schreibt in ihrem Buch: „Von Heims ‚Ethik‘ ist Paul tief erfaßt, sein bisheriges Leben in seiner ‚Eitelkeit‘ liegt vor ihm, die innere und äußere Sehnsucht nach der Ruhe in Gott nimmt zu.“

Von Tübingen aus ging er wieder nach Gießen und meldete sich am 29. August 1921 zum ersten theologischen Examen beim Konsistorium der Rheinprovinz in Koblenz. Inmitten der Vorbereitungen notierte er in seinem Tagebuch:

„Hochelheim, den 28. Februar 1922

Die Kunst des Lebens will täglich neu erlernt sein. Hier gibt es nie ein Fertigsein, ein ‚Über den Berg‘. Unser Leben muß sein ein ständiger Kriegsdienst, ein ‚Immer auf dem Posten‘. Ohne diese ständige Bereitschaft werden die Anfechtungen Herr über uns, wir verlieren die Orientierung, und unversehens sind wir der Depression erlegen. Wenn du glaubst, du stehst, siehe wohl zu, daß du nicht schon tief gefallen bist! — Ich stehe in der Paukerei für das Examen und merke, wie schon dieses kleine, endliche Ziel des Examens Kraft und Ausdauer gibt. Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch so tagelang hinter den Büchern sitzen könne. Und ich glaube auch körperlich frisch dabei zu bleiben. Auch in meinen Anschauungen über das Verhältnis von Geist und Leib werde ich wieder umlernen müssen. Der Geist ist’s, der den Körper baut. Ich habe vielleicht zu kleingläubig einseitig die Notwendigkeit der Körperpflege betont. Ich habe Askese getrieben und wurde

doch nicht Herr über mich und mein Wohlbefinden. Du hast die Gesundheit (des Leibes und der Seele) noch zu sehr an der Peripherie, an der Oberfläche gesucht und nicht zuerst im Gebet, bei Gott, an der tiefsten, an der Urquelle.

Arbeit baut und erhält den Menschen. Sollte, wenn das von der körperlichen Arbeit gilt, es nicht erst recht von der geistigen Arbeit gelten können? Wenn es mir möglich ist, die Zeit des Tages ganz mit geistiger Arbeit auszufüllen, sollte ich dann noch der Muskelarbeit zur Gesundheit bedürfen? Wenn Geist und Wille alles vermag, wahrlich, so muß er auch die zusagende Behausung sich erbauen können, ohne die Gesundheitsmätzchen . . . Kann Gott mir nicht Kraft geben, soviel er will, soviel ich bedarf, und jedes ‚vernünftige Maß‘ über den Haufen werfen? So bleibt mir also nur übrig, mein Leben ganz aus Gott, dem vernünftigen und wunderbaren, allmächtigen und grundgütigen, zu leben. Von ihm will ich mir sagen lassen, was ich tun soll, wie ich zu leben habe, und auf alle eigenen Maßstäbe verzichten. Herr Gott, zeige du mir mein Ziel, das Ziel meines Lebens und meiner Arbeit! Für dieses Ziel gilt es dann alle Kraft einzusetzen, ihm sie dienstbar zu machen, und so manches jetzt so Dunkle muß dann Licht werden. Diese befreiende Ausschau schenke mir, mein Gott und Vater!“

Wir sind dankbar, daß wir für einen kurzen Augenblick in sein geöffnetes Innere haben schauen dürfen. Hier wird etwas von seiner Formung sichtbar. Der lebendige Gott ist ganz in seine Nähe getreten. Was er hier schreibt, hat er später uns vorgelebt.

Als er diese Zeilen schrieb, lag der Termin, der 6. April 1922, an dem er sein erstes theologisches Examen ablegen sollte, noch vor ihm. Wir lesen: „Ich stehe vor der Prüfung (Termin 6. April). Ich hoffe, immer mehr dazu zu kommen, Ausgang und Verlauf in Gottes Hand zu stellen. Zeitweilig war ich von großer Unruhe und Schaffenskraft erfüllt, die plötzlich einer Leere und Müdigkeit wich, in

der ich auch nichts mehr in geistigem Besitz zu haben glaubte. Doch ist's auch mehr noch das Kommen und Gehen (im) Bewußtsein Gottes und seines Beistandes, das mich oft umwirft, ohne daß ich in glaubensmäßigem innerem Ringen einzugreifen vermöchte."

Der restlose innere Einsatz und die ihm eigene Offenheit gegen sich selbst lassen es von Zeit zu Zeit zu Zuständen kommen, in denen der „Schwermuts- und Angstteufel“ am Werk ist. Wer nicht den großen Durcheinanderbringer als Realität in seinem Leben anerkennt, wird sehr schnell mit einer „einleuchtenden Erklärung“ bei der Hand sein. Wer aber um die Macht und um das Spiel des Satans weiß, dem sagen alle noch so gelehrten psychologischen Erklärungen nichts. Der Widersacher kann es nicht dulden, daß ein Mensch sich in seinem Leben ganz und gar nach dem Willen Gottes richten will. Wir müssen ernsthaft fragen, ob solche Schwermuts- und Angstzustände nicht in erster Linie denen zuteil werden, die sich im Glutofen der Zeit in vorderster Linie für Christus zu bewähren haben. So darf es uns in keiner Weise wundern, daß die widergöttlichen Mächte immer wieder in die Glaubensbereiche von Paul Schneider eindringen.

In diesem Zusammenhang müssen wir noch eine Bemerkung machen, über die jeder einmal gründlich nachdenken sollte. Wer sich mit Glaubenszeugen in der Kirche Jesu Christi befaßt, wird eine eigenartige Feststellung machen. 1. Die Glaubenszeugen sind Menschen wie all die anderen auch. Sie treten nicht mit einer sensationellen Tat in das Blickfeld des Geschehens, sondern leben oft abseits und unbeachtet. Sie drängen sich nicht in den Vordergrund; sie müssen aber tun, was sie tun; sie müssen all das reden, was über ihre Lippen kommt. Ihr Tun und Handeln ist nie von Fanfarenklängen begleitet. 2. Von ihren Mitmenschen werden sie gern als Sonderlinge bezeichnet, die einen zum Fanatismus neigenden Charakter haben. Ja selbst „Freunde“ bezeichnen sie nicht selten als

naiv, undiplomatisch, krankhaft und stur. Dürfen wir daran erinnern, daß Gott als Herr der Welten und Zeiten selbst seinen Sohn nicht mit einem Glorienschein in das Rampenlicht dieser Weltzeit gesandt hat, sondern — hier folgen wir der prophetischen Rede —: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Eine sonderbare und unbegreifliche Sache! Der Zeuge des Herrn sagt: „Ich möchte ihn erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden und so seinem Tode gleichgestaltet werden.“ Nachfolge Christi heißt doch wohl für den Zeugen, mit dem Meister durch die inneren und äußeren Tiefen unseres gesamten Menschseins gehen und, wenn es sein muß, zum Lamm werden, das auf die Schlachtbank gelegt wird.

Wir wollen diese Gedanken in unseren Herzen bewegen, wenn wir nun weiter in das Leben von Paul Schneider hineinhorchen. Langsam reifte er in ein persönliches Verhältnis zu seinem Gott hinein. Der Same hat seinen Boden erreicht und beginnt fast unmerklich zu keimen. Seine Gattin schreibt: „An einem Vorweihnachtstage dringt ein Strahl des ewigen Lichts in seine Seele, es hebt ein großes Freuen an, und er zehrt lange von diesen ‚seelischen Erregungen und Bewegungen‘; das Wissen davon, daß Gott Licht werden lassen kann, bleibt in ihm.“ In den letzten Monaten des Jahres 1922 notierte er selbst: „Es ist nicht leicht, den neuen Menschen anzuziehen . . . Der Heilige Geist, der im Innersten Wohnung sucht, hat mit dem alten Menschen und seiner Trägheit und seinem Fleischessinn einen bitteren Kampf. Gott ist getreu, der euch nicht läßt versucht werden über euer Vermögen, sondern schafft, daß die Versuchung so ein Ende gewinne,

daß ihr sie mögt bestehen. — O schwacher Mensch, gedenke der großen Vaterliebe deines Gottes!“ Nach der ersten theologischen Prüfung gab er sich noch einmal Rechenschaft über die Tage vorher und vertraute seinem Tagebuch an: „Vor der Prüfung gab es noch dunkle Tage, wo der Kleinglaube das Feld beherrschte; so war es auch noch auf der Fahrt nach Koblenz. Ich war soweit entschlossen, mir nur die Bestätigung meiner Unfähigkeit zu holen, trotzdem ich mir einbildete, leidlich gute Arbeiten abgeliefert zu haben.“

Seine Blicke nach dem Examen richteten sich auf den Arbeiter, darum schrieb er nach Weilheim: „Was meine nächste Zukunft anbetrifft, so will ich zunächst in ein Bergwerk bei Dortmund, um an Ort und Stelle bei ihrer Arbeit, die mir mein Körper auch ermöglicht, die Arbeiter kennenzulernen in ihren Vorzügen und Mängeln, um wozu möglich zu erkennen, in welchen Winkel ihres Herzens sich die Religion verkrochen hat, und um sie hoffentlich immer mehr lieben zu lernen.“

Am 2. Mai 1922 um 18 Uhr trifft er in Aplerbeck bei seinem Onkel ein, der kaufmännischer Direktor einer Hütte ist. Er wird sogleich in die „oberen Kreise“ eingeführt und erlebt in ihnen eine gähnende Leere. „Und dann kommt das Essen bei Westermann mit Onkel und seinen Kollegen. Ein einziger katholischer Diplomingenieur zeigt einiges Verständnis für religiöse Fragen; die meisten sind vollkommen gleichgültig und beteiligen sich nicht am Thema. Nur Herr R. und der Doktor, der ein radikaler Rationalist ist.“

Hinfort finden wir Paul Schneider nicht mehr in diesen Kreisen, er strebte zu den Arbeitern im Revier. Durch Vermittlung seines Onkels bekam er eine gut bezahlte Stellung. Im Tagebuch lesen wir: „Donnerstagnachmittag, nach Kenntnis meiner Bevorzugung mit Hauerarbeit kann ich es nicht über mich gewinnen, dem Einsatzbefehl Folge zu leisten. Ich melde dem Betriebsführer, daß meine

Zwecke hier schlecht gewahrt seien und ich anderswo arbeiten wolle.“ Er gab die gutbezahlte Arbeit auf und ging als dritter Mann an einen Schmelzofen nach Hörde und mietete sich in einem Ledigenheim ein, in dem nur Arbeiter wohnten. In seinem Tagebuch lesen wir die bemerkenswerte Eintragung: „Ich kam her, um Arbeiter unter Arbeitern zu sein. Ich geriet durch Onkel R. naturgemäß sofort in die Gesellschaft hinein. Ich hörte arbeiterfeindliche Äußerungen, und ich glaubte die Unbefangeneheit verloren zu haben. Ich sah den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeiter zu scharf. Ich wandte mich an Phönix in Hörde. Ich lief alle Instanzen durch, bis ich Arbeit zugesichert bekam. Ich glaubte, durch das Angebot gutbezahlter Arbeit verführt, den Hauptzweck meines Vorhabens versäumen zu müssen.“ Daß das Unternehmen für Paul Schneider nicht leicht war, dürfte für jeden Einsichtigen verständlich sein: „Schon vierzehn Tage bei Phönix als dritter Mann am Schmelzofen im Martinswerk. Die ersten Tage, namentlich die ersten Nachmittagsschichten, wurden mir reichlich sauer. Die zweite Nachmittagsschicht brachte mich fast zum Abbauen. Ich glaube, daß ich mich jetzt gut an die Arbeit gewöhnt habe.“

Paul Schneider stand mitten in einer Arbeit, zu der er von keiner Seite aufgefordert worden war. Was er hier in Hörde begann, das hatte er auf eigene Faust unternommen. Er wollte zu den Menschen, über die weite Kreise abfällige Bemerkungen machten. Wir müssen uns in diesem Zusammenhang mit Wehmut daran erinnern, daß die christliche Kirche lange Zeit den Arbeiter vergessen und nicht beachtet hat. Damit ist sie ihrem ureigensten Auftrag, jedem Menschen vom Heil in Jesus Christus zu sagen, untreu geworden. Was Paul Schneider damals tat, gehört heute mancherorts zum festen Bestand einer pfarramtlichen theologischen Ausbildung, denn der zukünftige Pfarrer muß den Menschen auch in seiner Arbeitswelt kennen.

In seiner Freizeit suchte er das Gespräch mit seinen

Arbeitskameraden. Nach einem Spaziergang notierte er: „... und kam um zehn Uhr durch allerlei interessante Gespräche aufgemuntert nach Hause.“ Sonntags finden wir ihn inmitten der gottesdienstlichen Gemeinde in Hörde. Bei allem Eingespanntsein horcht er immer wieder in sich hinein, um sich über sein eigenes Tun und Lassen Rechenschaft zu geben. „Habe ich mir wohl eingebildet, ein Opfer gebracht zu haben, als ich unter die Arbeiter nach Phönix ins Ledigenheim ging, so erleide ich tagtäglich im Kampf mit meiner Selbstsucht wieder Niederlagen, gegen die Liebe verstoßend. Warum mußte ich in Schwerte meine Begleiter verlassen und zur Ruhr baden gehen? Warum habe ich bis heute nach vierzehn Tagen meinen Onkel nicht wiedergesehen? Und immer, wenn mich der Teufel der Selbstsucht beherrscht, dann bin ich krank und unentschlossen. Dann sagen die anderen wohl: ‚Komischer Mensch!‘ Es ist gerade, als ob ich besonders häßlich und eklig sein könne im persönlichen, täglichen Leben, nachdem ich versucht, mir die großen Richtlinien des Lebens nach großen Idealen zu gestalten. Hier gilt es jetzt den alltäglichen Kleinkampf, um mehr ein Leben aus der Liebe heraus zu führen. Dazu helfe mir Gott!“

In Hörde erfuhr er, was es heißt: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Wie dankbar war er für den Schluck kalten Wassers, wenn ihn während der Schicht der Durst quälte! Vieles, was für ihn sonst so selbstverständlich gewesen war, sieht er jetzt mit ganz anderen Augen an. Er war ja nicht als Besucher, Zaungast oder Neugieriger, der bestimmten Neigungen frönen wollte, an den Hochofen gekommen, er wollte zum Menschen. Auf diesem seinem Wege kam er von Zeit zu Zeit in schwere innere Konflikte. Die Spannungen in ihm waren übermächtig und die Probleme, denen er begegnete, riesengroß. „Wieder einmal einsam auf Fahrt. Obwohl mir allmählich graut, so allein mit mir zu wandern, treibt es mich doch immer wieder dazu, denn keiner mag meine

Interessen teilen. Mich ekelt die Einsamkeit, mich ekelt die Gesellschaft der Menschen. Ich habe nichts mehr, alles ist Problem: Kapitalismus und Sozialismus. Religion und Leben. Ich stehe vor dem Nichts, vor dem völligen Ausgehöhltsein und Leersein. Meine Arbeitszeit geht zu Ende. Ich soll wieder predigen und im väterlichen Betrieb arbeiten. Was soll ich predigen? Das Evangelium: Alle Menschen sollen zum Menschsein gelangen. Eigentumsauffassung, Sozialismus? Wie schwer ist es, daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe! Vom Tun des Willens Gottes? Die ungleichen Söhne und das Jesuswort vom Herr-Herr-Sagen? Kraft von oben tut mir not; darum will ich beten.“ Können wir noch tiefer in ein Menschenherz schauen? Versteht der Leser nun, warum wir wenige Seiten zuvor nicht von einer spontanen Bekehrung reden durften? Gleichen seine Erschütterungen nicht Schlägen, mit denen der Schmied auf dem Amboß das Eisen formt, nachdem es zuvor in der Glut des Feuers zubereitet war?

Mit sehr gemischten Gefühlen verließ Paul Schneider seine Arbeitsstätte in Hörde und kehrte zur weiteren Ausbildung in das väterliche Pfarrhaus zurück. Am 7. September 1922 notierte er in seinem Tagebuch: „Ich glaube sicher, daß die innere Verbindung mit einigen hier unsere äußere Trennung überdauern wird. All die Liebe, die mir dort entgegengebracht wurde und die man in der rauhen Industrie- und Arbeitswelt doppelt dankbar empfindet, kann ich gar nicht in geschriebene Worte bannen. Aber sie hat mir den Glauben an unser Volk und vor allem den Glauben an unsere Arbeiter gestärkt. So möchte ich dies Vierteljahr im Ledigenheim um keinen Preis missen.“ Wie hatten doch seine Arbeitskameraden beim Abschied zu ihm gesagt? „Du bist einer der Unsern, du sollst dableiben!“

Bevor er ins Predigerseminar einzog, ereignete sich noch eine nicht unwichtige Begebenheit für sein Leben. Es wurde Verlobung gefeiert. Mit Respekt lesen wir, was

Frau Pfarrer Schneider geb. Dietrich in ihrem Buch „Der Prediger von Buchenwald“ vom damaligen Beginnen schreibt: „Immer mehr bietet eins dem andern Heimat, kann eins das andere seelsorgerlich tragen.“ Heute wissen wir, wie das damals Begonnene sein Ende gefunden hat. Wir wissen aber auch, daß es in dieser Welt kaum eine Ehe gegeben hat, in der dieser Satz in solcher Konsequenz gelebt wurde.

Am 31. Oktober 1922 trat Paul Schneider ins Seminar in Soest ein, um dort das nötige praktische Rüstzeug für seinen Dienst zu erwerben. Als erster der neun Kandidaten mußte er einen Gottesdienst halten. Predigttext: Lukas 9, 57–62. Es sollte uns auch zum Nachdenken bewegen, daß Paul Schneider bei für ihn wichtigen Begebenheiten immer einen für seine innere Formung wichtigen Bibeltext mit auf dem Weg bekommt. In Soest fühlte er sich recht wohl und sagt es uns auch durch das Tagebuch: „Die Ordnung, Ruhe und geistige Arbeit des Klostersaufenthalts empfinde ich sehr wohltuend; wenn ich sie nur so recht als Geschenk mit ganz reinem Gewissen genießen könnte!“ Das Predigerseminar, das in einem ehemaligen Kloster untergebracht ist, vermittelt eine beruhigende Atmosphäre. Weihnachten treffen wir ihn wieder in Hochelheim, wo er dem Vater im Amt hilft.

Nachdem ihn im Januar die alte Stadt wieder in ihrem ehrwürdigen alten Gemäuer aufgenommen hatte, forderte der Studienplan im Seminar die Beschäftigung mit den Veröffentlichungen des in Tübingen lehrenden Theologieprofessors Adolf Schlatter, der Schüler von Johann Tobias Beck war und ein reiches pietistisch-reformiertes Erbe in sich trug. In Tübingen hatte Paul Schneider Schlatter nicht gehört. Im Tagebuch heißt es: „. . . und als in Soest Schlatter behandelt werden sollte, war ich zuerst enttäuscht, um ihn dann während des Semesters mehr und mehr schätzen zu lernen. Hand in Hand damit geht eine Wandlung meiner eigenen theologischen Ansichten. Ich

glaube, ein bißchen verstanden zu haben, was die Positiven zu sagen haben, und möchte mich selber meiner Grundstruktur nach auch eher positiv als liberal nennen. Im eigenen Sündenbewußtsein erschließt sich uns mit absoluter Geltung die Gottheit und Erlöserkraft Jesu Christi.“ Hat er nun wirklich seinen Weg gefunden? Ist ihm die „Erlöserkraft Jesu Christi“ in letzter Konsequenz deutlich geworden? Hat er unter der Hand des Töpfers nun seine endgültige Form erhalten? Diese und ähnliche Fragen mögen uns jetzt beschäftigen, und wir müssen mit Betroffenheit feststellen, daß er noch eine schwere Zeit vor sich hatte, die an seelischen Erschütterungen nichts zu wünschen übrig ließ.

Inzwischen mühte er sich mit seinen Arbeiten zum zweiten theologischen Examen ab. Zu Pfingsten durfte eine Ruhepause eingelegt werden. Er holte seine Schwiegermutter und seine Braut vom Bahnhof in Friedberg/Hessen ab. Der Vater war krank, und der Sohn übernahm den Dienst und wurde auf dem Weg zu den Predigtstätten von seiner Braut begleitet, die sich auch mehrere Predigten von ihm anhörte. Es waren fröhliche Tage des Beisammenseins, die aber bald zu Ende gingen. Wochen später brauste der Sturm wieder los: „Aus den Examensarbeiten ist nichts geworden . . . Was soll ich tun? Ich kann den Ausweg nicht finden. So oder so, sei treu! Glaub und vertraue!“ Hier steckte mehr als etwa Examensangst dahinter. Hier war wieder der am Werk, der es nicht zulassen will, daß der Geist der ersten Zeugen lebendig werde. Lassen wir aber Paul Schneider selber zu Wort kommen:

„Soest, den 19. Juni 1923

Das Allerschwerste für das Menschenherz ist die Demut. Demut hat nur der, der ganz von sich selber loskommt. Wir müssen uns hassen lernen. Die dunkelsten Stunden unseres Lebens führen uns auch am nächsten zu Gott, und wir schulden ihm für sie den größten Dank.“ Er verschiebt sein Examen, was ihm beim Konsistorium einige Schwie-

rigkeiten bereitete, die aber durch den Seminarleiter wieder geglättet wurden. „Ich habe mein Examen aufgeschoben . . . Niemand kann zwei Herren dienen. Ich glaube auch, daß ich im Interesse einer ruhigen Ausbildung meines Glaubens- und Geisteslebens ein Recht dazu habe.“

Er suchte in der Bibliothek nach geistlicher Nahrung und stieß auf Friedrich August Tholuck (1799–1877), einen einflußreichen Theologen der Erweckungsbewegung, der als Professor der Theologie in Halle und Berlin gewirkt hat. Dieser sprach sich in seinen Predigten gegen die Überfremdung der Theologie durch die idealistische Philosophie und gegen eine Erstarrung im Orthodoxen aus. Außerdem fielen ihm die Predigten von Johannes Wichelhaus (1819–1858), Professor der Theologie in Halle, in die Hände. Wichelhaus kam aus rheinischen Erweckungskreisen, was aus seinen theologischen Äußerungen unverkennbar hervorging. Seine unzweideutige Stellung zur Heiligen Schrift und zum Dogma hatten ihn innerhalb seiner theologischen Fakultät einsam werden lassen.

Im Anschluß an diese Lektüre schrieb Paul Schneider: „Gott sei Dank, der meine Tage wieder füllt und ihnen die Öde und Leere nimmt . . . Gott ist getreu, der euch nicht läßt versucht werden über euer Vermögen, sondern schafft, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr sie mögt bestehen.“ Trotz alledem verläßt ihn das Dunkel nicht. Eine Zeitlang meldet es sich noch hier und da zu Wort. Den Sieg aber kann es schon jetzt nicht mehr davontragen, auch nicht, wenn seine für zwei Jahre letzte Tagebucheintragung mit der Äußerung endet: „Viel Dunkelheit und Not wieder in den letzten Wochen und Monaten. Noch kann ich Gottes Willen nicht deutlich sehen, noch seiner Kraft und Hilfe nicht gewiß sein in dem angefangenen Beruf. Ich lebe wie aufs ungewisse. Meine Entschlüsse sind abhängig vom Zufall der Stunde. Ich bin ein Spielball in der Hand der Menschen. Ich kann nicht beten, nicht

glauben. Meine Augen sind öde und leer.“ Der Schrift dieser Eintragung sieht man die innere Erschütterung an.

Trotz dieser inneren Zerrissenheit richtet er seine Blicke auf den Menschen, auf den Nächsten, auf das Vaterland, das schwer daniederliegt. Er schreibt: „Dieses Leiden legt sich bei der starken Solidarität unserer Arbeiter über die ganze deutsche Arbeiterschaft, schmilzt sie nur um so fester zusammen und wird Deutschland zu einem Arbeiterstaat, und das ist dann der soziale Staat, umschaffen. Wer die Kräfte zu diesem Arbeitswillen allein geben kann, ist klar, und so wird dieser soziale Staat viel mehr von den Kräften des Christentums durchdrungen sein müssen, als es bisher eine Volksgemeinschaft gewesen ist.“ Für seinen Vater, der krank liegt und schwer unter der Not seines Volkes leidet, findet der Sohn die tröstlichen Worte: „Ein dunkler Schatten liegt ja, wie über unser aller Leben, so ganz besonders über Deinem Lebensabend, lieber Vater; die Not des Vaterlandes, seine seelische Not, die es im Stürmen und Brechen der Tage den haltenden Anker noch nicht hat finden lassen. Darum muß die Not vorläufig noch höher steigen. Und ob nicht das Deutsche Reich darüber zerbricht? Es berührt einen heute ganz eigen, wenn man sieht, wie die großen Propheten des Alten Testaments der fast völligen Vernichtung ihres Volkes kalt und entschlossen ins Auge sehen. Gottes Reich über alles! Auch das deutsche Volk ist nur sein Werkzeug, das er sich für seine Zwecke zubereitet, wie er immer will, das auch nur ein zeitliches, vergängliches, bedingtes Zwischenglied sein kann auf dem Wege zu dem Ziel: „Da er sein Reich groß machen wird und des Friedens auf dem Throne Davids kein Ende und in seinem Königreich.“ Nein, die tiefe Freude, die Freude in Gott soll auch kein noch so schweres Geschick des Vaterlandes uns rauben dürfen und können, die wir nicht sehen auf das, was sichtbar, sondern was unsichtbar ist. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Und wenn es schon den

alten Propheten nicht bange wurde, die doch nur in der Hoffnung lebten, die das Heil noch nicht gesehen hatten, wenn sie die Heilshoffnung schon höher achteten als Ruhm und Ehre und Glück ihres Volkes, wie sollte uns bangen, denen das Heil gegeben und versiegelt ist und die wir wissen, daß alles, was noch kommt, nur der vollendete Ablauf der Heilsgeschichte ist! Gewiß, wir leben noch in dieser Welt und mit diesem unserem leidenden Volke und teilen auch seine Leiden. Aber wir haben Auftrag und Beruf aus einer anderen Welt, und dort ist unser Bürgerrecht. Und wir wissen, diese Welt wird trotz allem einmal siegen; deshalb sind wir fröhlich in Trübsal.“

Hier sprach Paul Schneider das aus, was ihm später noch mehr zur unumstößlichen Gewißheit wurde. Die Wirklichkeit der anderen Welt, in der wir ein Bürgerrecht haben, wurde in ihm lebendig.

Im Oktober 1923 legte er in Koblenz sein zweites theologisches Examen ab. Die wissenschaftliche Hausarbeit bekam für ihn dabei einige Bedeutung: „Meine wissenschaftliche Hausarbeit: ‚Was ist von dem Begriff der Heilstaten zu halten?‘ hatte mich diese Frage ganz im positiven Sinn beantworten lassen . . . Die Arbeit half mir sehr zur theologischen Klärung des eigenen Standpunktes. Du weißt, ich mußte mich von dem liberalen Standpunkt dahin durchfinden.“

Zum Abschluß der Soester Zeit soll hier sein Mitbruder Wilhelm Gründler zu Wort kommen, der nach bestandnem Examen mit ihm zusammen in die Stadtmission nach Berlin ging, weil für beide innerhalb ihrer Kirchen keine Hilfspredigerstelle zur Verfügung stand. „Paul Schneider eignet sich gar nicht dazu, daß man ihn nachträglich glorifiziert, schlicht und einfach wie er war. Gerade das verband uns. Er versuchte einfach das zu sagen, was ihm aufgeleuchtet war, und Freund und Feind das zu bezeugen, was ihm in seinem Leben eine Realität geworden war . . . Wir bestanden das zweite theologische Examen. Bei der Frage:

Was nun? folgten wir einer Einladung von Pastor Erich Schnepel nach Berlin in die dortige Stadtmission, da z. Z. keine Hilfspredigerstellen frei waren. Für einen halben holländischen Gulden, den Pastor Schnepel uns schickte (es war Herbst 1923, mitten in der Inflation), fuhren wir beide nach Berlin, jeder dort an einen anderen Platz, den Pastor Schnepel uns innerhalb seiner Mitarbeiter, die meistens aus Chrischona kamen, anwies.“

Paul Schneider selbst schreibt aus Berlin: „So bin ich nicht von ungefähr in den Schnepelschen Kreis geraten, der einst in Notzeit, um die Stadtmission zu entlasten, sich finanziell von ihr frei gemacht hatte und seit der Zeit auch in äußerer Beziehung, in Sachen des täglichen Brotes, alles nicht mehr auf dem Mittelsweg einer Organisation, sondern unmittelbar von dem lebendigen Herrn erwartet, ohne daß sich der einzelne an ein bestimmtes Gehalt bindet . . . Daß die Auseinandersetzung mit einer Frömmigkeit, deren Ansprüche über die der hergebrachten kirchlichen Lehre hinausgehen, mir nicht so ganz leicht ist und mich wieder einmal die Rolle eines Bankrotteurs spielen läßt, ist letztlich doch auch als gutes Ergehen zu buchen. Wenn ich auch aus diesem merkwürdigen Berlin mit seinen noch merkwürdigeren Menschen schon mal habe ausrücken wollen, so hat Gott mir doch den Mut, wie Ihr mir wünscht, wieder aufgefrischt, und ich will nun gewiß nicht eher hier weg, als ich mit dieser Auseinandersetzung zu Rande gekommen bin. — Hier gibt es nämlich Menschen, die behaupten, Jesus nicht nur zu kennen, und seiner Lehre zu folgen suchen, sondern ihn als die lebendige Kraft ihres Lebens zu besitzen, der sie frei gemacht hat von der Sünde, daß diese keine Gewalt mehr über sie hat. Sie behaupten das nicht nur, sondern machen ganz den Eindruck, als hätten sie ihr Leben wirklich vollkommen an Jesus ausgeliefert, liebten nur ihn allein, und als seien sie wirklich allem Eigenen in Wunsch, Gedanken oder Gefühl abgestorben. Sie machen den Eindruck von wirklich Erlösten.

Sie bewähren ihr Christentum in großer Opferkraft und Freudigkeit. Ganz kindlich verkehren sie mit dem Heiland wie mit dem nahen und wirklich lebendigen Freund, der gewiß all ihr Anliegen erhört. Da muß ich mir sagen: So ein Gotteskind bist du noch nicht. Ich fühle es, wie ein Bann trennt mich noch so viel unausgesprochene Sünde, so viel Hängen an eigenen Wünschen, so viel Trotzen auf eigene Gedanken von ihm. So kommt es, daß ich aus dem Subjekt der Mission erst mal ihr Objekt geworden bin.“ In einem anderen Brief schreibt er seinem Schwager: „Prüfet die Geister! Fromm sein wollen viele, aber lehrreich ist darum auch, hier einmal unterzutauchen.“

Im Sommer 1924 finden wir Paul Schneider als persönlichen Vikar bei seinem erkrankten Vater. Im Januar 1925 wurde er ordiniert. Der für Hochelheim zuständige Superintendent wählte als Text: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ Ein schweres, aber wegweisendes Wort für den neuen Geistlichen.

Das rheinische Konsistorium betraute ihn mit einer Hilfspredigerstelle in Essen=Altstadt. Keine leichte Aufgabe für einen an dörfliche Verhältnisse gewöhnten jungen Menschen. Hieran änderte auch die Tatsache, daß er in Berlin war, nichts, denn dort stand er immerhin in einer Gemeinschaft, die ein Ziel vor Augen hatte und wo einer auf den andern angewiesen war. In Essen war er auf sich gestellt, ein ganz Fremdes stand vor seiner Seele. Bevor sein Fragen und Suchen die Erfüllung, die Glaubensgewißheit fand, wurde es noch einmal dunkel, und der Sturm brach über ihn herein.

„5. September 1925. Essen, Weberstr. 5

Fast zwei Jahre lang habe ich keine Eintragungen mehr gemacht. Bin ich weitergekommen im Christentum, in der Kunst des Lebens, in der Erkenntnis Gottes, in der Welt der Menschen? Habe ich meine Zeit genutzt, oder war ich ein ungetreuer Haushalter? . . . Du Gott allein weißt die

Größe meiner Schuld. An deine Gnade und Barmherzigkeit wende ich mich; verwirf mich nicht von deinem Angesicht und zeige mir den Weg, den ich gehen soll! . . . Ich habe das allerliebste Mädchen, das sich denken läßt, und kann es nicht heimführen. Gott, das ist deine gerechte Strafe! Ich stehe in dem höchsten Beruf und kann ihn schlecht, fast nicht ausüben. Ist dieser mein jetziger Zustand die endliche Auswirkung der Lüge von 1910 im Pfarrgarten von Pferdsfeld? Nun kommt das große Nichtaufgenommenwerden, das große Sitzenbleiben, vor dem ich damals Bange hatte. O hätte ich dem Vater damals gesagt: ‚Vater, ich habe dich belogen!‘ Vielleicht wäre alles anders gekommen. Mit der Lüge vor dem irdischen Vater bestehen auch die Lügen vor dem himmlischen, den ich nun nicht finden kann. Gott, du verbirgst dein Antlitz vor mir, vor meiner großen Lüge. Was war mein Dichten und mein Trachten bisher anders, als dieses Leben zu gewinnen? Mein Lebensglück aufzubauen, band ich Gretel an mich . . . Nun willst du mir in deiner Gnade noch beizeiten ein ‚Halt‘ zurufen. Ich erwäge, ob du mich zum Bauernknecht machen willst. Du, mein Gott, hast mich ganz zerschlagen. Ist’s um der Lüge willen, ist’s Lüge, mein Gott, so sag mir’s ganz gewiß! . . . Gott, mein Gott, „wache und bete!“ rufst du mir zu, und ich schlafe immer den Todesschlaf. Mein Leben gleicht immer mehr dem eines Traumwandlers.“

In der größten und schwersten inneren Auseinandersetzung lief sein bisheriges Leben wie ein Film vor seinem inneren Auge ab. Mit einer unglaublichen Ehrlichkeit gegen sich selbst durchforschte er sein Inneres. So kam er im Januar 1926 nach Hochelheim und traf einen sterbenden Vater, der am 13. Januar aus dieser Weltzeit abgerufen wurde. Welche Gedanken mögen den Sohn bewegt haben, als er an den Gräbern seiner Eltern stand? Er, der von der Frage nach der Existenz Gottes und nach der eigenen Würdigkeit, diese Existenz zu verkündigen, umgetrieben

wurde, erlebte den Tod intensiver als mancher andere. Er war bis in seine Grundfesten von der Realität Gottes erschüttert, der auch mitten im Tode dennoch der Herr ist und bleibt.

Die innere Auseinandersetzung hatte aber noch nicht das erhoffte Ende gefunden.

„13. März 1926 an einem Samstagnachmittag.

Von Essen noch einmal verschlagen nach Rotthausen am 1. Februar 1926. Bisher habe ich hier noch keine Predigt halten können. Mein Kopf ist sehr schwach und mein Gewissen, mein Wille so schwankend. Noch in Essen wurde ich mit Mazdaznan und Lebensreform bekannt. Ich habe das ‚reine Blut‘ wie ein Evangelium ‚gepredigt‘ und verliere darüber den Glauben an Gott und an Christus. Morgen soll ich predigen . . . Bisher glaubte ich immer, daß mein Gedächtnis, mein schwacher Kopf schuld seien an meiner Dienstunfähigkeit. Und doch war es ja zugleich immer das Gefühl, nicht hinter dem zu stehen, was ich sagen sollte. Es bedrückte mich bei der Vorbereitung der Predigten; es war auch, was mir bei Besuchen den Mund vor frommen Phrasen verschloß. Das Glaubensgut der Kirche ist nicht mein Glaubensgut. Die Freudigkeit beim Predigtmachen und -halten ist mir nach und nach verlorengegangen. Mein Gebetsleben war von jeher sehr kümmerlich, und nun ist es ganz versiegt . . . Was ich sage, sind Phrasen, angelernt, hundertfach wiederholt. Mir fehlt eben das Gedächtnis, um in all den Amtsgeschäften so viel zu leisten wie die Kollegen. Schon fühle ich mich von Gemeindegliedern, mit denen ich zu tun habe, in meiner Unwahrhaftigkeit durchschaut. Diesen Bruch kann ich nicht länger tragen.“

An einer anderen Stelle versucht Pfarrer Paul Schneider sein Glaubensgut zu formulieren: „Ich will versuchen, das Glaubensgut, das mir geblieben ist, zu formulieren: Jesus Christus ein Herr! Reiner, edler Charakter! Doch schweig still, du hast überhaupt kein eigenes Glaubensgut!“ Welch

eine Spannung, welch eine innere Not tut sich uns hier kund! Hätten wir das Tagebuch lieber nicht öffnen sollen? Sind wir damit in die Intimsphäre eines Menschen, die zu hüten gerade für den Christen oberstes Gebot sein sollte, eingedrungen? Dem Kritiker sagen wir: Hat nicht dieses innere Ringen etwas Tröstliches für den, der in ähnlichen Situationen sich befindet? Ist es nicht tröstlich zu erfahren, wie die Zeugen des gegenwärtigen Gottes dennoch Menschen waren? Ist es nicht tröstlich zu wissen, daß alle unsere inneren Kämpfe und Erschütterungen einen Sinn haben, um uns tüchtig zu machen, damit wir das Ziel erreichen? Allein um des Trostes willen dürften wir das Tagebuch nachlesen. Bevor wir es schließen, müssen wir zunächst noch eine andere Frage beantworten, die im Raum der Kirche immer wieder gestellt wird: Wer ist ein Seelsorger?

Die ständige Bewegung in der eigenen Seele und die innerliche Anlage, von der sein ganzes Wesen erfüllt war, haben Paul Schneider zum Seelsorger geformt. Seelsorge kann nicht erlernt, sondern nur unter den Augen des ständig prüfenden Gottes als Gabe erfahren werden. Ein Seelsorger muß mit Herz und Nieren bloßgelegen haben, um einmal das sein zu können, was seines Amtes ist.

Mit großer Freudigkeit notierte der junge Pfarrer am 8. Juni 1926 in sein Tagebuch: „Der Wurm des Todes ist die Sünde, aber Gott sei Dank, der in Christus dem Tode die Macht genommen hat! Wie sind die vorigen Zeiten wieder ein Dokument meines Unglaubens! Aus wie mancher und wie großer Not hat nicht mein Gott mir schon geholfen, und immer wieder weiß ich es so schlecht, daß seine Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schade. Ich darf meinem Gott nun wieder Loblieder singen. Es ist der Geist von oben stärker, viel stärker als alle naturhaften Mächte. Nun sind wir auch nicht mehr Knechte der Natur. Gott, zu dir zieht alles Leben, und was nicht zu dir gegangen kommt, wird krank. Habe gestern Hans

einen Brief geschrieben . . . und will Gretel heute auch wieder ganz froh machen.“

In einem Brief aus dieser Zeit lesen wir: „Es wird Euch und besonders Vater freuen, wenn ich bekennen darf, daß ich mit Freuden Pastor bin, auch in der Großstadt. Gott gibt mir mit den wachsenden Aufgaben wachsende Kraft. Am Sonntag hatte ich fünf Amtshandlungen. Das soll mir mein Trost und meine Zuversicht sein, wie Wichern es einmal ausspricht: Du, Gott, läßt nichts unvollendet und hast mir das Wollen geweckt; du wirst auch des Vollbringens Kraft mir schenken nach deiner Gnade und Liebe um Jesu willen.“

Zum Dienst bereit

Nach dem Tode von Pfarrer Gustav Schneider wählten die Presbyterien von Hochelheim und Dornholzhausen im Kreise Wetzlar seinen Sohn einstimmig zum Nachfolger im Amt. Mancherlei Hoffnungen und Wünsche mochten sich an diese Wahl geknüpft haben. Doch sogleich wurde ihr Wunsch nicht erfüllt, und alles Drängen auf eine schnelle Besetzung der Stelle half nicht. Auf eine Anfrage teilte das Konsistorium in Koblenz kurz mit, daß die Übernahme der Pfarrstelle erst nach Ablauf der „Sterbe- und Gnadenzeit, d. i. am 31. August d. J. (1926) erfolgen kann“.

Die jungen Kandidaten wie auch die Hilfsprediger wurden damals vom Konsistorium immer wieder ermahnt, nicht zu heiraten, bevor sie nicht rechtmäßiger Pfarrer einer Gemeinde waren, da ihnen keinerlei finanzielle Unterstützung gewährt werden konnte. So war auch für Paul Schneider jetzt der Zeitpunkt gekommen, die lange Verlobungszeit zu beenden. Der Vater in Weilheim legte vor dem Altar ihre Hände ineinander und gab ihnen das Wort aus Ruth 1, 16 auf den Lebensweg mit: „Wo du hin gehst, da will ich auch hin gehen; wo du bleibst, da bleibe ich

auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ Seine Trauredede gipfelte in dem Satze: „Seid einig, einig, einig — in Glaube, Liebe, Hoffnung!“

Am 4. September 1926 wurde Paul Schneider durch den Superintendenten feierlich in das Pfarramt eingeführt; er rief dem neuen Pfarrer zu: „Und David sprach zu seinem Sohn Salomo: Sei getrost und unverzagt und mache es; fürchte dich nicht und zage nicht! Gott der Herr, mein Gott, wird mit dir sein und wird die Hand nicht abziehen noch dich verlassen, bis du alle Werke zum Amt im Hause des Herrn vollendest.“ (1. Chron. 28, 20.)

Pfarrer Schneider predigte über 1. Tim. 3, 1: „Es ist gewißlich wahr: Wenn jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk“ und 2. Tim. 3, 14–17: „Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast und dir vertraut ist, da du ja weißt, von wem du gelernt hast, und weil du von Kind auf die Heilige Schrift weißt, die dich unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christus Jesus. Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Aufdeckung der Schuld, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allen guten Werken geschickt.“

Langsam und stetig wuchs Paul Schneider in seinen Dienst hinein. Den verschiedenen Kreisen innerhalb der Gemeinde schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit. Während seines ersten Urlaubs schreibt er seiner Gemeinde einen Brief. In ihm wird deutlich, wie sehr er seine Heimat, in der er seine Kindheit verbringen durfte, liebt und wie tief sich die Eindrücke, die er in dem Dörflein des fernen Soonwaldes empfangen hat, in seine Seele eingegraben haben. Er ist begeistert von dem, was war und was ist. Darum ist es nicht verwunderlich, daß er die Stätten seiner frühen Kindheit seiner Frau zeigt, auf daß sie das Erlebte gedanklich nachvollziehen kann. An seiner Freude wie an alledem, was sein Herz bewegt, läßt er seine Gemeinde teilnehmen. Der Brief beginnt:

„Meine lieben Gemeinden Hochelheim und Dornholzhäuser möchte ich heute aus dem Urlaub, aus der Heimat meiner Kindheit, Pferdsfeld im Kreise Kreuznach, herzlich grüßen. ‚Kirche und Heimat‘ heißt unsere Heimatbeilage im ‚Kasseler Sonntagsblatt‘, und auch unser kirchlicher rheinischer Sonntagsgruß bringt eine ‚Heimatecke‘. Wie wohl wir daran tun, die Heimaterinnerungen, die Heimatkunde und die Heimatliebe zu pflegen, merke ich in diesen Tagen sonderlich, da ich in dem Lande weile, wo meine Wiege gestanden und das mir die Eindrücke der Kindheit vermittelt hat. Das Dörflein, hoch im Wiesengrund des beginnenden Hoxbachtals gebettet, der machtvoll aufgebaute Soonwald im nahen Blickfeld, die alten, niedrigen Häuschen, die Winkel und Ecken des Dorfes, die Leute z. T. noch die alten Gestalten der Kindheit, der plätschernde Röhrenbrunnen jetzt wie einst, wie nimmt das alles die Seele in einer starken und guten Liebe gefangen, wie ruht der Leib und die Seele so gern aus im Schoße der Heimat!

Nun sollt ihr aber nicht denken, meine lieben Gemeinden, daß ich Euch nicht als meine Heimat betrachtete, zumal Ihr mich durch Eure Wahl ja in meinem Elternhaus in Hochelheim und an der Stätte meiner Jugendjahre habt bleiben heißen. Ihr seid nun die Heimat meiner Arbeit, meine Mannesheimat und meine Pfarrerheimat, die ich als Pfarrer mit der ganzen Kraft und Liebe, die mir gegeben sind, zu einer rechten wohligen warmen kirchlichen Heimat für Euch alle ausgestalten helfen möchte. Aber gerade darum, weil Ihr wißt, daß ich als Pfarrer gern bei Euch bin und bleiben will, werdet Ihr es mir gern gönnen, daß ich mich nun in der Arbeitspause der Heimat meiner Kindheit freue und hier neue Kräfte für die Arbeit sammle.“

Am 24. November 1927 schlägt er noch einmal sein Tagebuch auf, um ihm das anzuvertrauen, was sich von ferne meldet. Es sind aber nicht die alten Klänge, er weiß nunmehr um das große Dennoch des Glaubenden. „Fast eineinhalb Jahre sind es, daß ich dir, mein Büchlein, nichts

mehr anvertraut. Aber nun rufst du mich wieder zu stiller Selbstbesinnung. Ehemann, Vater und Pfarrer bin ich geworden. Wie viele wandeln in solcher Würde doch auf verkehrtem Wege! Kommt doch auch zu mir noch heutigentags die große Unruhe, daß mein Herz nicht alles verlassen, um Jesus zu dienen. Sind mir denn auch die ‚weichen Arme‘, von denen Kierkegaard schreibt, zum Verhängnis geworden? Habe ich in entscheidungsschweren Augenblicken meines Lebens den rechten Entschluß der Entsagung, des Verzichtes nicht gefunden? Darf ich morgen vor die Gemeinde treten mit der Adventsfreude und Adventsbotschaft? Möchte sie doch heller in meinem Herzen brennen! Möchte Gott mir seine Gnadenfülle wieder reichlich widerfahren lassen! O. Carstens tröstete mich, ich habe seit Berlin einen großen Schritt vorwärts gemacht. Mein Hiersein, meinte er, bedeutete, wie ich mir erbeten, Stärkung und Segen. O Gott im Himmel, laß mir nicht alles wieder geraubt werden! Schenk mir Glauben und Frieden! In Spannung stehend, muß ich hinter all mein Tun und Sagen ein Fragezeichen setzen. Du, Gott, kannst deinen Geist der Liebe über mich ausschütten, daß aus dem Fragezeichen ein freudiges Ja werde. Amen.“

Gott ließ ihn im Glauben erstarken, damit er für die ihm zugeordneten Aufgaben frei wurde. Unter den Händen seines Töpfers bekam er die Form, die für die Arbeit im Weinberg Gottes nötig war. Er war mit Herz und Seele für seine Gemeinde da und nahm jede Anregung, die der Intensivierung des Gemeindelebens diente, dankbar an.

Die Frage „Was muß ich tun, daß ich selig werde?“ gehört zu den Grundfragen des Christen. Pfarrer Schneider hat sie nicht nur für sich selbst gestellt, sondern gerade auch im Blick auf die ihm anvertraute Gemeinde hat er über sie immer wieder neu nachdenken müssen. Gott hat ein Anrecht auf alle Lebensbereiche des Menschen. Die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen ist für das einzelne Glied verantwortlich, denn wenn *ein* Glied am Leibe krank

ist, ist der ganze Leib krank. Darum darf es der Kirche nicht gleichgültig sein, was der einzelne treibt. Pfarrer Paul Schneider hat diese Verantwortung sehr wohl erkannt und ihr Rechnung getragen. In einem Brief an einen Amtsbruder lesen wir: „... Wir schlagen uns nun schon fünf Jahre mit den von Ihnen angeschnittenen Fragen hier herum. Die Gemeinschaft hier hatte einen rein ‚kirchlichen Zweck‘, wenn sie in ihrem Männer- und Jünglingsverein außer Posaunenblasen nichts anderes trieb als Bibelstunde. Diese ‚kirchlichen‘ Gebilde in Reinkultur blieben in einem kläglichen Entwicklungsstadium stecken, ohne jeden Einfluß auf die übrige Jugend und, wie ich dann feststellte, auch ohne eine wirkliche christliche Erkenntnis und Bibelkenntnis ... Wir übernahmen nicht ohne gelegentliche Zusammenstöße mit den Alten den Jungfrauenverein unter unsere Leitung, pflegten nebenher noch die übrige Mädchenwelt in offenen Abenden, bis uns eine Jungmädchenfreizeit mit zentral dargebotener Bibelarbeit und ernster Fragenbesprechung, freilich auch mit Singen und Reigen, zum jetzigen Jungmädchenbund vorstoßen ließ ... Ähnlich haben wir jetzt in einem Jungmännerbund Burschen aus der Gemeinschaft und andere vereint. In beiden Gruppen pflege ich ganz bewußt neben der Andacht Singen und Spielen ... Ich frage Sie, lieber Bruder St., ob Sie einen maßgeblichen Einfluß auf die unseren Sonntag verweltlichende Sportbewegung haben oder glauben nehmen zu können. Sollen wir von unseren unreifen jungen Christen Übermenschliches verlangen, daß sie sich dort durchsetzen werden? Sollen wir ihr Leben zerreißen? Teils sie in unseren christlichen Gruppen verpflichten und teils sie einem ganz anderen Geist überlassen? Sollen wir ihnen zumuten, auch die Auswüchse der weltlichen Vereine mitzumachen oder aber Spott und Hohn auf sich zu laden, ohne daß sie an einer christlichen Lebens- und nicht bloß Bibelstundengemeinschaft eine Stütze haben? Ich meine, wir haben nicht das Recht, unseren jungen Leuten das zuzumuten ..

Sollten wir nicht alles tun, um unsere jungen Leute aus dieser Sphäre herauszuziehen? . . . Wie ich meine eigenen Kinder diesen Gefahren nicht preisgeben möchte, so auch nicht meine Gemeindeglieder, jetzt einmal ganz abgesehen vom Worte Gottes. Weil die Kirche ihre ‚pädagogischen‘ Jugendpflichten so lange versäumt hat, konnte das weltliche Vereinsleben so mächtig ins Kraut schießen, und wir sollten uns wahrhaftig nicht lange besinnen.“

Diese Erkenntnisse haben an Gültigkeit noch nichts verloren. Pfarrer Schneider weist auf einen Umstand hin, der heute nur zum Teil behoben ist. Leider ist in vielen evangelischen Gemeinden noch nicht einmal der Versuch unternommen worden, eine der Kirche gemäße Jugendarbeit zu entwickeln. Pfarrer Schneider will nicht Jugendarbeit um der Beschäftigung mit Spiel und Gesang aus irgendwelchen moralischen Erwägungen heraus treiben. Ihm geht es einzig und allein darum, daß der Mensch den rechten Weg zu Christus finden möchte und dabei Freude und Fröhlichkeit in der Gemeinde ihren rechten Platz haben.

Das Jahr 1933 brachte unter den Marschritten der braunen Kolonnen für die kirchliche Jugendarbeit einschneidende Maßnahmen. Pfarrer Schneider beobachtet das Neue und schreibt im Februar 1933: „Heute deutscher Abend mit deutschem Tanz. Ob das nun ein anderer Tanz ist als der gewöhnliche? Aber zu Lichtbildervorträgen, Bibelstunden lädt man das Gros der Leute vergeblich ein. Was sind unsere evangelischen Gemeinden? Und doch sind es Gottes Zeiten und hat Gott sein Werk irgendwie unter uns; daran gilt es festzuhalten und fröhlich vorwärts zu glauben.“ Die Kundgebungen zum 1. Mai 1933 lassen in Pfarrer Schneider ein Hoffen lebendig werden, das ihn mit Freude erfüllt und einige Erwartungen weckt. Sollte doch nicht noch alles gut werden? „Wenn wir doch auch als Kirche den positiven Beitrag zum inneren Aufbau unseres Volkes leisten könnten, den wir ihm schuldig sind in unserer

eigentlichen Amtsarbeit!“ Er überlegt, wo geholfen werden kann, damit das Werk des Aufbaus auch wirklich gelingen möchte. In dieses beginnende Hoffen mischen sich aber Gefühle, die zu einer inneren und äußeren Reserve Veranlassung geben.

Da ist das Läuten der Kirchenglocken zu den sog. nationalen Veranstaltungen, das letztlich nur ein psychologisches Propagandamanöver war. Fern am Horizont zeichnete sich schon in den ersten Wochen der Totalitätsanspruch der Partei auf die deutsche Jugend ab. Die Ahnenforschung erhielt einen ungeahnten Auftrieb. Pfarrer Schneider, der sich weigerte, den Hitlergruß zu erweisen, und das auch offen aussprach, lehnte den Arieparagraphen ab. Es war für ihn unverständlich, daß dieser auch im Raum der Kirche Gültigkeit haben sollte. Die von ihm aus den Kirchenbüchern ausgestellten Ariernachweise versah er gelegentlich mit dem Vermerk: „Du — Arier — vergiß deine ersten Eltern — Adam und Eva — nicht!“ Der Gießener Wingolf schloß sich der neuen „Mode“ an und forderte von seinen Verbindungsbrüdern den Ariernachweis. Pfarrer Schneider, der s. Z. nur den Marburger Wingolf verlassen hatte, trat unter Hinweis auf das neue Verlangen mit der Bemerkung aus, daß für eine „christliche“ Verbindung ein solches Ansinnen unmöglich sei.

Die „Deutschen Christen“, die nun freien Lauf hatten und ihre Stunde als gekommen wähten, zogen von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort. Sie hatten ihre eigenen Propagandaredner, die nach eingehender Schulung ins Land geschickt wurden, um die Massen zu begeistern. Pfarrer Schneider besuchte in Wetzlar eine solche Kundgebung und fragte sich, ob es für ihn nicht doch eine Möglichkeit der Mitarbeit gebe. Auf einer Singwoche im August 1933 bekam er von Freunden die rechte Aufklärung über die Ziele der „Deutschen Christen“ und über die der braunen Machthaber. Beim nächsten Gottesdienst in Hochelheim gab er vor der Gemeinde eine Erklärung ab: „Ich will ein

schlichter evangelischer Christ sein und bleiben und mir dabei das Vorzeichen ‚Deutsch‘ schenken; denn das versteht sich von selbst.“ Ein Freund von Pfarrer Schneider bezeugt: „Niemand, den ich kenne oder dessen Geschichte mir zu Ohren gekommen ist, hat diesen Kampf unserer Kirche schlichter und einfältiger, zugleich lauterer und unerbittlicher geführt als mein Freund und Bruder Paul Schneider.“

Die Gegensätze zur herrschenden Partei brachen jetzt offen auf. Die damaligen „Führer“ jagten im Bewußtsein ihrer Macht Artikel über Artikel durch die deutschen Zeitungen, unter ihnen einen vom SA=Stabschef Röhm über das „Muckertum“. Pfarrer Schneider erklärte öffentlich dazu: „Stabschef Röhm irrt sich, wenn er meint, nur mit revolutionären Kräften das Dritte Reich bauen zu können ohne eine notwendige innere Erneuerung des Volkes.“ Pfarrer Paul Schneider wurde wegen dieser Äußerung von seinem Dienst beurlaubt. Lassen wir ihn selbst zu Wort kommen: „... Am 8. Oktober, in Dornholzhausen schon acht Tage früher, hatte ich von der Kanzel und im kirchlichen Bekanntmachungskasten gegen den Aufruf von Röhm gegen das ‚Muckertum‘ protestiert. Ich wurde natürlich, wie ich vorausgeahnt hatte, angezeigt. Um mich vor einer Verhaftung zu schützen, beurlaubte mich das Konsistorium schnellstens. Wir waren gerade fröhlich beim Singkreis in Dorlar, als der Herr Superintendent Wieber mit dem Auto vorfuhr. Am nächsten Tage wurde ich nach Koblenz befohlen vor einen Konsistorialrat und unsern Bischof, Dr. Heinrich Oberheid (ein führender Deutscher Christ). Ich mußte mich unterrichten lassen, daß der Röhmsche Aufruf in der Hauptsache sich gegen das unberechtigte Vorgehen von SA= und SS=Leuten gegen dritte Personen gerichtet habe und daß ich in einer geführten Kirche als einzelner nicht eine so wichtige Sache vom Zaun brechen dürfe ... Ich ließ mich bestimmen — soll ich sagen: verleiten?, meinen Protest öffentlich zurückzuneh-

men . . . Die Kreisleitung gab sich aber noch nicht zufrieden, sondern dort war ich schon seit langem angeschwärzt als politisch unzuverlässig, und Stützpunktleiter und Kreisleitung waren sich offenbar darin einig geworden, daß ich mindestens versetzt werden solle. Durch den Widerstand von Wetzlar konnte das Konsistorium die Beurlaubung nicht aufheben. Ich willigte ohne weitere Beweisgründe natürlich nicht in eine solche Versetzung. Es kamen zwei Vertreter des Konsistoriums; sie waren zuerst bei mir und dann bei den Stützpunktleitern. Inzwischen war eine erhebliche Unruhe und Auflehnung gegen die Stützpunktleiter in beiden Gemeinden wach geworden . . . So waren diese schließlich froh, wieder einlenken zu können. Ich habe am letzten Sonntag wieder gepredigt über Römer 1, 16.“

Jede Gemeinde hat ihre besonderen Sitten und Gebräuche, über deren Innehaltung die Gemeinschaft mit peinlicher Genauigkeit wacht. Dies ist aber nur so lange eine gute und lobenswerte Sache, als mit solchen Sitten und Gebräuchen eine innere Haltung dokumentiert wird, die eine Antwort auf die biblische Botschaft ist. Pfarrer Schneider war gezwungen, sich mit diesen Fragen eingehend zu beschäftigen. Es wurde ihm dabei allmählich zu einer ernsten Anfechtung, daß er das heilige Abendmahl zu festgelegten Zeiten an alle austeiln mußte, die lediglich einem alten Brauch in der Gemeinde folgten. An seinen Freund, Pfarrer Friedrich Langensiepen, schrieb er darüber: „Wir stehen hier im Kampf um eine vernünftige Abendmahlsfeier. An Weihnachten konnte ich das Jugendabendmahl nicht mehr, wie nun sieben Jahre lang, nach alter Sitte abhalten. Es war nachgerade ein Unfug, daß bei dem im übrigen recht spärlichen Gottesdienstbesuch der Jugend bei dem zweimaligen Festabendmahl im Jahr für die Jugend sich alles drängte und so seine Verpflichtungen gegen Gott und Kirche ablöste. Ähnlich ist es auch bei anderen Altersgruppen. Wir haben zwar guten Kirchen-

besuch, aber immer drängt beim Abendmahl eine Menge solcher in die Kirche, die am Abendmahlstisch nichts suchen können und nichts zu suchen haben, daß die Abendmahlsgemeinde unmöglich als solche erscheinen kann und darum auch kein Segen von unseren Abendmahlsfeiern zu spüren war. Nun habe ich also den Zwang der Sitte, der bis auf wenige Ausnahmen alles zum Abendmahlstisch führte, zerbrochen.“

In diesem Zusammenhang wollen wir noch einige Zeilen nachlesen, die er einer Schwester schrieb. Aus ihnen spricht der ganze Ernst seiner wahrhaft priesterlichen Tätigkeit: „Wir wollen es immer besser lernen, daß das meiste, was uns zu schaffen machen soll, worüber wir uns zu bekümmern haben, unsere Sünde sein soll, um so auch besser die Sünden anderer priesterlich tragen zu lernen.“ Wenn er die Abendmahlssitte ändert, dann ist es von ihm aus ein Akt der Liebe, denn es steht geschrieben: „Denn sooft ihr von diesem Brot eßt und von diesem Kelch trinkt, verkündigt ihr des Herrn Tod, bis daß er kommt. Welcher nun unwürdig von diesem Brot ißt oder von dem Kelch trinkt, der ist schuldig an dem Leib und Blut des Herrn. Der Mensch prüfe aber sich selbst, und so esse er von diesem Brot und trinke von diesem Kelch! Denn welcher also ißt und trinkt, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn, der ißt und trinkt sich selber zum Gericht.“ Wenn Pfarrer Schneider schreibt: „... um so auch besser die Sünden anderer priesterlich tragen zu lernen“, so ist die Aufhebung der Sitte ein priesterlich-brüderliches Tun. Das Abendmahl darf nicht unter einem psychologischen Dorfzwang stehen. Die Abendmahlsgemeinschaft fordert ein uneingeschränktes Bekenntnis zu Christus als dem Herrn über Leben und Tod. Daher ist der Gang zum Tisch des Herrn ein urpersönlicher Akt. Pfarrer Schneider fordert eine von innerem Ernst getragene Beichte, die zum Abendmahl führt. Die Gemeinde soll freiwillig und nicht einer Sitte folgend kommen.

Das Presbyterium in Hochelheim war über das eigenmächtige Handeln von Pfarrer Schneider empört und meldete es dem Konsistorium nach Koblenz. Dort wurde auf die aus Vätertagen überkommene Sitte hingewiesen, die bis Weihnachten 1933 verpflichtend gewesen sei. Bei der Anschuldigung wurde „vergessen“, daß Pfarrer Schneider am Vortag seiner Amtseinführung mit den Unterschriften des Presbyteriums förmlich unter Druck gesetzt wurde, statt einer Stilltrauung eine feierliche Trauung gegen alle in der Gemeinde von alters her überkommenen Gewohnheiten vorzunehmen. Pfarrer Schneider hat sich während seiner ganzen Amtszeit um die Kirchenzucht bemüht. Er hat diese als Heimholung zum Glauben verstanden. Sie ist besonders in den reformierten Gemeinden lebendig und gründet sich auf die Frage 85 des Heidelberger Katechismus: „Wie wird das Himmelreich zu- und aufgeschlossen durch die christliche Bußzucht? Also, daß nach dem Befehl Christi diejenigen, so unter dem christlichen Namen unchristliche Lehre oder Wandel führen, nachdem sie etliche mal brüderlich vermahnt sind und von ihren Irrtümern oder Lastern nicht abstehen, der Kirche oder denen, so von der Kirche dazu verordnet sind, angezeigt und, so sie sich an derselben Vermahnung auch nicht kehren, von ihnen durch Verbitung der heiligen Sakramente aus der christlichen Gemeinde und von Gott selbst aus dem Reich Christi werden ausgeschlossen; und wiederum als Glieder Christi und der Kirche angenommen, wenn sie wahre Besserung verheißen und erzeigen.“

Wir werden an anderer Stelle noch auf die von Pfarrer Schneider geübte Kirchenzucht zurückkommen. Eines wollen wir doch hier schon vermerken: Paul Schneider ist mit der Ausübung der Kirchenzucht kein Neuerer, sondern steht in der Reihe der Väter im Glauben und darf sich mit Fug und Recht auf die rheinisch-westfälische Kirchenordnung berufen.

In Hochelheim setzte bald ein Intrigenspiel gegen Pfarrer Schneider ein. Der Stützpunktleiter der NSDAP, seiner „Macht“ bewußt, überwachte ihn ständig und gab seine „Beobachtungen“ an die Kreisleitung der Partei weiter. Schneiders sich auf ein christliches Fundament gründende Seelsorge ließ im Blick auf seinen Herrn und Meister Jesus Christus keine Kompromisse zu. Dies paßte den Herren in den braunen Uniformen nicht, denn sie wollten den christlichen Glauben verwässern. In einem Brief vom 29. Januar 1934 lesen wir: „... Ich glaube nicht, daß unsere evangelische Kirche um eine Auseinandersetzung mit dem NS-Staat herumkommen wird, daß es nicht einmal geraten ist, sie noch länger aufzuschieben, bei allem schuldigen christlichen Gehorsam.“

Als Pfarrer Schneider sich wegen „seines schriftmäßigen Verständnisses der Abendmahlsfeier und der ernst zu nehmenden Beichtfrage“ vor dem Konsistorium in Koblenz zu verantworten hatte, forderte der Landrat des Kreises Wetzlar fernmündlich seine erneute Beurlaubung aus dem Pfarrdienst, da er eine Äußerung gemacht habe, die sich gegen die Verlautbarung des Propagandaministers Dr. Goebbels richtete. Erschwerend kam noch hinzu, daß er Ende Januar 1934 die Erklärung des Pfarrer=Notbundes, mit der gegen den Erlaß des Reichsbischofs vom 4. Januar 1934 protestiert wurde, nach einer Predigt über „Die Sturmfahrt der Kirche Christi und Jesu Herrlichkeit“ (Matth. 8, 23–27) vor der Gemeinde öffentlich verlesen hatte. In der Erklärung heißt es: „Wir erheben vor Gott und dieser christlichen Gemeinde Klage und Anklage dahin, daß der Reichsbischof mit seiner Verordnung ernstlich denen Gewalt androht, die um ihres Gewissens und der Gemeinde willen zu der gegenwärtigen Not der Kirche nicht schweigen können, und zum anderen bekenntniswidrige Gesetze von neuem in Kraft setzt, die er selbst um der Befriedung der Kirche willen aufgehoben hatte ... Wir müssen uns auch dem Reichsbischof gegenüber nach

dem Wort verhalten: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ In einem Brief vom 4. 2. 1934 schreibt Pfarrer Schneider über die erst in diesen Tagen wieder entdeckte Predigt (sie konnte leider darum in dem Buch „... und sollst mein Prediger bleiben“ nicht aufgenommen werden, soll aber später Berücksichtigung finden): „Obwohl ich im allgemeinen nicht Kirchenpolitik auf die Kanzel bringe, sprach ich in dieser Predigt recht scharf gegen die Deutschen Christen und wies auch auf die Gefahren hin, die vom Volksleben und dem Staat auch im Dritten Reich dem Schifflein der Kirche Jesu Christi drohen.“

Am 19. Februar 1934 versetzte das Konsistorium den „unbequemen“ Pfarrer von Hochelheim und Dornholzhäusern aus der Umgebung seiner Jugend in die Täler und Wälder seiner Geburtsheimat nach Dickenschied und Womrath in den Hunsrück.

... und sollst mein Prediger bleiben

Paul Schneider verließ Hochelheim mit einem wehmütigen Herzen. Ein zweimonatiges Redeverbot war vorausgegangen, so daß ihm eine offizielle Abschiedspredigt zu halten versagt war. In Dickenschied wurde er mit seiner Familie auf dem Hof des Pfarrhauses von der Gemeinde herzlich empfangen.

Am 8. Mai 1934 wehte vom Kirchturm in Womrath die weiße Kirchenfahne mit dem violetten Kreuz. Die Gemeinde war in festlicher Stimmung, denn nun hatte sie ihren Pfarrer wieder. Die feierliche Einführung nahm Superintendent Gillmann vor. Lag nicht trotz aller Freude dennoch ein verhaltener Ernst über dieser Feierstunde? Der Superintendent hatte als Einführungstext Jer. 15, 19–21 gewählt: „Darum spricht der Herr also: Wo du dich zu mir hältst, so will ich mich zu dir halten, und sollst mein Prediger bleiben. Und wo du die Frommen

lehrst sich sondern von den bösen Leuten, so sollst du mein Mund sein. Und ehe du solltest zu ihnen fallen, so müssen sie eher zu dir fallen. Denn ich habe dich wider dies Volk zur festen, ehernen Mauer gemacht. Ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben. Denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette, spricht der Herr, und will dich erretten aus der Hand des Bösen und erlösen aus der Hand des Tyrannen.“ Pfarrer Schneider predigte über 2. Petr. 1, 19: „Und wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis daß der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen.“

Es ist erschütternd zu verfolgen, wie gerade an bedeutungsvollen Tagen im Leben von Paul Schneider ihm Bibelworte mitgegeben werden, die ein besonderes Gewicht haben. Rückschauend stehen sie wie Leuchtfeuer an seinem Lebensweg, der kompromißlos ins Martyrium, nach Buchenwald, führte. Es ist auch nicht von ungefähr, daß seine Gattin immer das Gefühl hatte: Er gehört dir nicht ganz. Teilnehmend geht sie mit ihm durchs Leben und unternimmt dabei nie den Versuch, sein inneres Anliegen in andere, für die Familie „günstigere“ Bahnen zu lenken. Ein Brief in die Haft mag es uns hier verdeutlichen, obwohl wir den Ereignissen damit vorgreifen.

„Dickenschied, den 18. März 1935

Lieber Paul!

Nun dauert es, scheint es, doch länger, bis Du kommst, und ich werde mich morgen auf den Weg zu Dir machen. Heute wollte Herr Superintendent zu Dir kommen, und ich hoffe Näheres zu erfahren. Der Verstand steht einem manchmal still. Hier sagen sie, alle hätten sie unterschrieben; entweder hast Du die Unterschrift nicht verstanden oder zu tragisch genommen, oder die anderen haben's nicht verstanden. Meinst Du, es seien das alles ‚Abgefallene‘?

Daß das richtig ist, was auf den Blättern steht, ist klar. Laß Dir noch einmal die Gedanken, die Du neulich bei den Frauen sagtest – 4. und 5. Gebot (Zählung nach dem Heidelberger Katechismus) –, durch den Kopf gehen! Du hast ja nun Zeit, Dir über alles gründlich klarzuwerden, in aller Nüchternheit – wie auch Luther. Dränge Dich nicht zum Martyrium! Manchmal tun mir die anderen Pfarrer leid, auf die nun bei den Leuten ein schlechtes Licht fällt – oder umgekehrt? Im übrigen bin ich zufrieden, wie Du Dich entscheidest; ich weiß gut genug, wie Dich etwas plagt, das Du nicht mit ganzem Herzen tun kannst. Du weißt, äußerlich kann ich schon meinen Mann stehen – es gibt auch ungeweihte Tränen. Gott gebe uns beiden Kraft, seine Wege zu gehen!“

Ein Freund des Hauses Schneider schrieb dem Verfasser: „... Aber in seinem Lebensbild darf auf keinen Fall seine Lebensgefährtin fehlen. Denn ihr Anteil an seinem Martyrium besteht darin, daß sie unter Schmerzen ihren Mann freigab, auf ihr Frauen- und Mutterrecht verzichtete und sich jeder Einflußnahme auf die Gewissensentscheidung ihres Mannes enthielt. Das wiegt um so schwerer, als diese beiden Menschen sehr vitale, eigenständige Charaktere sind. Welche inneren Kämpfe beide zu bestehen hatten, das weiß Gott allein.“

Schon vier Wochen nach seiner Amtseinführung begannen die Geister zu toben. Er wurde gebeten, einen Amtsbruder in Gemünden zu vertreten. Hilfsbereit, wie er war, tat er ohne Zögern den Dienst. Was sich dabei ereignete, entnehmen wir dem folgenden Bericht: „Am 11. Juni 1934 fand in Gemünden (Hunsrück) die Beerdigung eines Hitlerjungen statt, die Pfarrer Schneider in Vertretung des verreisten Orts Pfarrers hielt. Schneider hatte den Jungen während seiner Krankheit mehrfach seelsorgerlich besucht. Im Rahmen der kirchlichen Beerdigungsfeier redete der Kreisleiter der NSDAP Nadig aus Gemünden; er sprach davon, daß der Verstorbene nun ‚in den Sturm

Horst Wessels' aufgenommen sei. Pfarrer Schneider sah sich zur Abwehr dieses Ausdrucks genötigt; er tat dies mit folgenden Worten: „Ob es einen Sturm Horst Wessels in der Ewigkeit gibt, weiß ich nicht; aber Gott der Herr segne deinen Ausgang aus der Zeit und deinen Eingang in die Ewigkeit! Lasset uns nun in Frieden gehen zum Hause des Herrn und Totengedächtnis halten vor Gott und seinem heiligen Worte!“ Darauf trat der Kreisleiter noch einmal vor und sprach: „Kamerad Karl Noog, du bist doch hinübergegangen in den Sturm Horst Wessels.“ Auf dies nochmalige Vortreten antwortete Pfarrer Schneider: „Ich protestiere. Dieses ist eine kirchliche Feier, und ich bin als evangelischer Pfarrer für die reine Lehre der Heiligen Schrift verantwortlich.“ Nach diesen Worten verließ Pfarrer Schneider den Friedhof.“

Im Angesicht der Ewigkeit kann und darf es keine Kompromisse geben. Die Fragen, die aus einem offenen Grabe zu uns dringen, treffen unsere gesamte Existenz. Die Botschaft, die zu verkündigen ist, läßt weder Sentimentalität noch Heroismus zu, sie hat mit ganzem Ernst der Gegenwart Gottes Rechnung zu tragen. Am Verhalten von Pfarrer Schneider wird deutlich, aus welcher Verantwortung er letztlich lebte. Er wußte sich als Botschafter des ewigen Herrn, der über Leben und Tod entscheidet. Nicht dem Fürsten dieser Welt, sondern Gott allein gebührt die Ehre. Pfarrer Schneider hat gerade hier ein Zeichen aufgerichtet, das uns Christen im aufgeklärten 20. Jahrhundert zu denken geben sollte. Er bezeugte die Wirklichkeit Gottes in einer im Widerspruch zu Gott befindlichen Welt.

Doch folgen wir weiter dem, was uns der Bericht sagt: „Auf dem Hunsrück zerfällt die kirchliche Beerdigungsfeier in die Feier am Grabe und die Feier im Gotteshaus; erst im Gotteshaus wird die feierliche Handlung geschlossen. Schneider wäre ein ungetreuer Seelenhirte gewesen, wenn er nicht die anfänglich für einen evangelischen Christen anstößige, in ihrer Wiederholung aber direkt

verletzend wirkende Redensart taktvoll und später mit deutlicher Schärfe zurückgewiesen hätte.“ Die Formationen der Gliederung der NSDAP marschierten an der Kirche vorbei und beendeten die Beerdigungsfeier in einem Wirtshaus. Pfarrer Schneider hegte keinen Groll gegen den Kreisleiter, sondern suchte in einem Gespräch dem Parteifunktionär sein Verhalten zu erklären. Er appellierte an den Respekt, den ein Mensch zeigen muß, wenn er sich zu einer kirchlichen Feier begibt. Er schrieb an den Kreisleiter Nadig:

„Dickenschied, den 13. Juni 1934

Sehr geehrter Herr Kreisleiter!

Zu dem gestrigen Vorfall auf dem Friedhof möchte ich Ihnen, nachdem ich Sie gestern vergeblich zu sprechen suchte, einige Worte schreiben, die Sie bitten wollen, mein Handeln zu verstehen.

Es ist mir persönlich leid, daß es zu diesem Zusammenstoß kam, aber ich handelte in einer Zwangslage. Auch die Friedhofsfeier ist eine streng kirchliche Feier, im Namen des dreieinigen Gottes eingeleitet und geschlossen mit dem Segen und der Einladung zum Gotteshaus. Es geht nicht an, daß dabei, wer nur will und was er nur will, redet. Dies Verständnis für rechte kirchliche Ordnung darf ich bei Ihnen voraussetzen. Wenn schon der Ersatz des lebendigen Gottes durch das ‚Schicksal‘, das den Jungen abgerufen habe, in einer evangelisch-kirchlichen Feier nicht wohl überhörbar ist, so mußte die Einführung des himmlischen Sturmes Horst Wessels, der übrigens von dem einmal gewesenen Bischof Hossenfelder erfunden worden ist, den die Feier leitenden und für deren kirchlich-bekennnismäßigen Charakter verantwortlichen Pfarrer zum Widerspruch nötigen. Ich tat das in der mildesten Form, die am wenigsten Aufsehen erregen sollte. Ihr nochmaliges Auftreten zwang mich, Protest einzulegen.

Bei einer evangelisch-kirchlichen Feier hat die Stimme Gottes nach der Heiligen Schrift unüberhörbar zu Gehör

zu kommen. Unser Kirchenvolk ist wahrhaftig liberalisiert genug, als daß noch länger jede Meinungsäußerung in der Kirche zu ihrem Rechte kommen könnte. Bei einer kirchlichen Beerdigungsfeier insbesondere verträgt es der Ernst der Ewigkeit nicht, mit menschlichen Maßstäben gemessen zu werden. Nicht jeder, der einigermaßen in der HJ oder SA seine Schuldigkeit tut, ist darum seligzusprechen. Den irdischen Sturm Horst Wessels lasse ich sehr wohl gelten, aber darum läßt Gott ihn noch lange nicht gradlinig in die ewige Seligkeit marschieren. Das ist vielleicht ‚deutscher Glaube‘, aber nicht schriftgemäßer christlicher Glaube, der mit der vollen Wirklichkeit der tief in das Herz und Leben der Menschen verflochtenen Sünde Ernst macht.

Ich wende mich außerdem an Ihr Verständnis für Ordnung und Disziplin. Ich darf in einer Parteiversammlung der NSDAP auch nicht auftreten und sagen, was ich will. Mit einer kirchlichen Feier auf dem Friedhof vereinbaren sich allenfalls Kranzniederlegungen mit einem schlichten kurzen Nachruf, aber nicht lange Ansprachen mit glaubensmäßigen Aussagen, zumal wenn nicht vorher das Einverständnis des die Feier leitenden Pfarrers eingeholt wurde.

Im übrigen wäre es mir ein Vergnügen, wenn wir uns über die Sache selbst und die dahinterliegenden Glaubenswirklichkeiten weiter unterhalten dürften.“

Der Kreisleiter hat Pfarrer Schneider nie eine schriftliche Antwort zukommen lassen, geschweige denn seiner Bitte, die er am Schluß des Briefes zum Ausdruck brachte, entsprochen. Seine Antwort gab er in einer Polizeiaktion gegen den Pfarrer. Lassen wir hier wieder unseren Berichterstatter zu Wort kommen:

„Nadig hatte sich offenbar über diese Zurückweisung geärgert und veranlaßt, daß Schneider am 14. Juni nach Simmern in Schutzhaft überführt wurde unter dem Vorgeben, es wäre eine große Erregung über Schneiders Verhalten in den Hunsrückgemeinden entstanden. In jeder

Gemeinde lassen sich ja einige Leute finden, die solche Erregung markieren können; das allgemeine Urteil ist aber die innere Empörung über das taktlose Verhalten des Kreisleiters bei der Beerdigung und erst recht über die der Bevölkerung unverständliche Verhaftung des Pfarrers. Immerhin setzte sich bei der Polizeibehörde, die jetzt zum Handeln genötigt worden war, ein Vorurteil gegen Schneider fest, das seine üblen Folgen bringen mußte. Aus der Schutzhaft wurde Schneider schon am 19. Juni ohne weiteres entlassen.“

Die Ohnmacht der „Mächtigen“ sollte mit Gewalt verdeckt werden. Wie in Wirklichkeit die Volksseele damals kochte, das wollen wir uns von Pfarrer Schneider selbst sagen lassen: „Während meiner Haft unterschrieben von acht- undvierzig Haushaltungen meines Filials dreiundvierzig eine Eingabe, in Dickenschied das Presbyterium für die ganze Gemeinde. Die SA=Leute drohten mit ihrem Austritt, wenn der Pfarrer nicht wiederkomme, und riskierten Verhaftung, führten Glaubensgespräche mit dem Kreisleiter und antworteten auf die Frage, was ihnen lieber sei, der Glaube oder der Nationalsozialismus, ‚der Glaube‘, um sich dann sagen lassen zu müssen, daß sie so keine rechten Nationalsozialisten seien.“ Wie wenig der Nationalsozialismus letztlich im Volk Wurzeln geschlagen hatte und viele, die mitmachten, ahnungslos waren, weil er sich so „national deutsch“ gebärdete, zeigt uns in diesem Zusammenhang folgende Bemerkung: „Der Ortsvorsteher und Vater des Stützpunktleiters sagte: Wie wir für das Vaterland und den Nationalsozialismus gekämpft haben, so stehen und kämpfen wir auch für den Glauben unserer Kirche.“ Es war damals wirklich etwas in Bewegung geraten, womit die braunen Machthaber nicht gerechnet hatten. Die „Mauern“ der Kirche sollten sie nicht einreißen. „Die Amtsbrüder der Pfarrbruderschaft, zu der ich gehöre, verfaßten eine Erklärung, in der sie ausdrücklich mein Handeln vor der Öffentlichkeit rechtfertigen. Sie sollte am

letzten Sonntag von den Kanzeln verlesen werden, und auch an Innenministerium, Vizekanzlei und kirchliche Stellen wurde sie weitergegeben.“ Was für Pfarrer Schneider aber das Wichtigste war, sagt er uns am Ende seines Briefes: „Ich glaube Euch dies unser Erleben nicht vorenthalten zu dürfen, weil es uns allen den Glauben stärken darf an die Sendung und Verheißung der Kirche Christi für unser Volk auch in unseren Tagen.“ Es geht ihm um den Glauben an Jesus Christus als den alleinigen Heiland. Er hatte keine Freude am Kampf um des Kämpfens willen, wie er letztlich auch keine Kämpfernatur, sondern ein innerlich ausgerichtetes, stets zur Seelsorge bereiter Mensch war. Wie er unter keinen Umständen gewillt war, seinen Glauben und die aus ihm gewachsene innere Wahrhaftigkeit den Machthabern und ihrem künstlich gezüchteten Zeitgeist zu opfern, erfahren wir aus einem Schreiben, das er an die mit aller Macht ausgerüstete Staatspolizei sandte.

„Dickenschied, den 21. Juni 1934

An die
Staatspolizeistelle in Koblenz
durch den Herrn Landrat.

Wie ich schon bei meiner Entlassung aus der Schutzhaft am gestrigen Tage bei den mir gemachten Eröffnungen durch den Herrn Oberinspektor Schmidt diesem gegenüber zum Ausdruck gebracht habe, verwahre ich mich entschieden gegen die nachträgliche Beurteilung des Zwischenfalls auf dem Friedhof in Gemünden am 12. Juni, der zu meiner Inschutzhaftnahme Anlaß gab, als einer ‚staatsfeindlichen Äußerung‘. Diese Verwahrung gebietet mir schon meine Amtsehre.

Gerade die Anwesenheit der vielen Uniformierten, die ich in diesem Falle als Hörer der kirchlichen Botschaft anzusehen hatte, machte mir das Einstehen für reine Lehre um so mehr zur Bekenntnispflicht. Darum kann ich nicht, wie

Sie mir eröffnen ließen, der von mir in milder Form geübten Lehrzucht den Stempel der Staatsfeindlichkeit aufdrücken. In dieser Auffassung weiß ich mich, wie verlaudet, mit vielen der anwesend gewesenen Uniformierten einig. Darum kann ich auch nicht, wie Sie mir in den gemachten Eröffnungen ansinnen, versprechen, mich in Zukunft ähnlicher ‚staatsfeindlicher Äußerungen‘ zu enthalten, wenn es die Pflicht meines Amtes und christlichen Bekenntens mir gebietet.

Damit aber solche Zwischenfälle vermieden werden, die freilich dem Ansehen der Partei bei unserer an Bibel und Bekenntnis festhaltenden Bevölkerung schaden könnten, wäre es geraten, wenn auch von seiten der Partei und ihrer Organisationen die Lebensordnungen und das Ansehen der Kirche ernstlich respektiert würden. Schneider, Pfarrer.“

Pfarrer Schneider gehörte nicht zu denen, die von einer „Idee“ gepackt waren, für die er sich mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft einsetzte. Fanatismus und alles, was damit zusammenhängt, waren ihm fremd. Er war vom lebendigen Gott angerührt und wußte sich stets und ständig in seinem Dienst. „Im übrigen müssen wir in Gottvertrauen die Spannung tragen lernen – und uns auch immer ausspannen lernen von der Spannung, die heute in der Luft liegt, nicht in unseren Gemeinden, sondern im allgemeinen – und es wissen, daß die Kirche Christi recht eigentlich in ihren Normalzustand zurückkehrt. Der Herr mache uns, seine kleine Herde, bereit für die Entscheidungsstunde, da es gilt, seinen Namen nicht zu verleugnen!“ So schreibt er nach Dornholzhausen.

Der Kampf um die Seele des deutschen Volkes war ein Kampf gegen Christus. Sein Name wurde in den radikalen NS-Kreisen nur noch genannt, weil für offene Fronten die Zeit noch nicht reif war. Der Blut-und-Boden=Glaube sollte sich langsam in die Seelen der deutschen Menschen einschleichen und den Christusglauben verdrängen. Die führenden NS-Kreise im Bunde mit den radikalen Pfarrern

der „Deutschen Christen“ waren der Meinung, daß das Christentum eine Religion unter Religionen sei, die im fernen semitischen Orient von einem Wanderprediger ins Leben gerufen worden sei und nun, nachdem sich im 20. Jahrhundert als Folge der „nationalen Erhebung“ die „urdeutsche Seele“ wieder zu Wort gemeldet hat, einem deutschen Glauben zu weichen habe.

Mit diesen Auffassungen hat Pfarrer Paul Schneider kompromißlos den Kampf aufgenommen. Im Blick auf den Glauben gab es nur ein Ja oder Nein. Sein Herz brannte für den lebendigen Gott und seinen Herrn Jesus Christus, der unterwegs war, um die Menschen zu suchen. In dem Predigtkonzept, das er zu Ostern 1935 angefertigt hat, lesen wir am Schluß: „Liebe Gemeinde! Ich habe noch ein ernstes Wort an uns. Auch wir alle haben wie diese Jünger viel Unterricht von dem Herrn empfangen, und auch im vergangenen Winter — in Gottesdienst und Bibelstunde — ist uns das Verständnis für Gottes Heilsgedanken, für die Gemeinschaft seiner Jünger geöffnet worden. Auch in der Frauenhilfe und im Kirchenchor hat der Herr an unser Herz greifen lassen. Ob da unser Herz brannte? Er fordert unsere Treue und Hingabe. Es besteht immer die große Gefahr, daß wir den Herrn weitergehen lassen, ihn nicht zum Hineinkommen, zum Bleiben nötigen. Das Brennen flutet leicht wieder ab, das Herz wird dann kalt und tot. Ja, es war Segenszeit; aber wir haben dennoch unsere Stunde nicht erkannt. Dieses Osterfest schließt die Winterzeit ab, in der wir uns mehr über geistliche Dinge hätten unterhalten können. Der Herr stellt sich, als wolle er weitergehen — er hat sich auch zu dir gesellt an diesem Osterfest —, er prüft dich, ob du weiter willst. Die Welt ist eine kalte Herberge ohne den Herrn, in ihr steigt der Weltenabend herauf aus dem Schoß der Zeit. Dunkel ist dein Lebensabend ohne Christus. Willst du ihn weitergehen lassen? Ich stehe vor der Tür; wer meine Stimme hören wird und mir die Tür auftut, zu dem will ich

eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“

Während die NSDAP die Menschen in deutschen Gauen von Veranstaltung zu Veranstaltung trieb, um sie nach der Holzhammermethode ganz für sich zu gewinnen, jagten immer mehr Sturmwolken über das Land hinweg. Die, die sich von den Klängen der Fanfaren und vom Gleichschritt der Massen nicht blenden ließen und einen Blick hinter die Kulissen wagten, waren tief erschüttert. Sie begriffen ihr Volk und viele, die bis dahin treue Glieder ihrer Kirche waren, nicht mehr. Der Satan war losgelassen. Wie haben wir damals in den oft verborgenen Versammlungen mit betenden Herzen unsere Lieder gesungen! Die Partei, die alle staatlichen Machtmittel in Händen hatte und den Anspruch Christi an den Menschen energisch bestritt, zeigte immer offener ihr wahres Gesicht. Manchem, der sich zum Evangelium hielt, wurde, wenn er das Kreuz mit dem Hakenkreuz zu vertauschen bereit war, ein Leben in „Ruhm und Ehre“ geboten.

Dagegen war in Zusammenkünften der Bekennenden Kirche etwas von dem Geist echter christlicher Gemeinschaft spürbar, wie sie hernach kaum wieder erreicht worden ist. Kein Wunder, daß sich viele Hoffnungen an die Kirche knüpften, die geläutert aus dem Ringen hervorgehen werde. Um so größer war dann die Enttäuschung, als die restaurativen Elemente in den Vordergrund rückten.

In Pfarrer Schneider lebte etwas von der Ursprünglichkeit christlichen Glaubens. Dies zeigte sich zunächst in seinem Ringen um die Wahrhaftigkeit der eigenen Glaubenshaltung. Trotz aller Dunkelheiten lebte er im Dennoch Gottes (Ps. 73). Darum ist auch ein sehr entscheidendes Merkmal seines Glaubens die Treue, weil inmitten einer vermeintlichen Ausweglosigkeit Gott und Christus Realitäten bleiben, mit denen er rechnet. In diesem Zusammenhang wollen wir uns an ein Wort erinnern, das er bereits am 26. Februar 1924 seinem Schwager von Berlin aus zu

dessen Ordination schrieb: „Von Natur aus sind wir alle ganz untauglich und ungeschickt, aber in Ihm ist Kraft zum Beten. Jeder eigene Bankrott führt uns immer tiefer in die Fülle seines Reichtums.“ Dasselbe wird in Predigten und sonstigen Ansprachen im kirchlichen Raum auch heute noch gesagt, aber nur zu oft ist es eine leere Rede.

Inmitten der Auseinandersetzung mit den widergöttlichen Mächten schreibt Pfarrer Schneider: „Wir müssen uns ja alle erst ein wenig an den Kriegszustand gewöhnen, aber dürfen dann auch lernen, darin nichts Fremdes und Außergewöhnliches zu sehen. Jesus sagt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und wir als Christen können ja nun einmal unser Volk und Vaterland nicht lieben, ohne daß wir Jesus an die erste Stelle rücken, und wenn wir das nicht tun, leisten wir unserm Volk und Staat auch nicht den von uns geschuldeten Dienst und lassen ihn in Abgötterei versinken.“ Hier wird wieder etwas von der Glaubensverantwortung deutlich, die er in allen Phasen seines Lebens übte.

Wir schlagen noch einmal das Buch „Der Prediger von Buchenwald“ auf, in dem die Gattin ihrem geliebten Mann ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Dort lesen wir: „Frühling und Sommer 1935 brachten uns viele Besuche, mit denen wir uns an des Hunsrücks Schönheit freuten. Lebendig erinnert sich ein lieber Gast dieser Sommertage: ‚Was sollte man zu diesem großen Jungen sagen? Er schien die heraufziehenden Gewitterwolken nicht zu sehen. Daß er dennoch tiefer schaute, sollte mir bald auf einer gemeinsamen Wanderung klarwerden. Es war nach dunklen Regentagen der erste strahlend schöne Morgen. Ein Kind nach dem anderen durfte auf den Schultern des Vaters reiten; des Lachens und Jubelns war so bald kein Ende. An einem Feldweg überholten wir einen Mann, mit dem Paul Schneider bald in ein Gespräch kam. Ich kannte diese Art wohl. Er war wie ein Mensch, der weiß, daß ihm nicht mehr viel Zeit bleiben sollte; immer stiegen Flammen

aus einer verborgenen Glut auf. Am Waldesrand lagen Zigeuner um ein glimmendes Feuer gekauert. Paul Schneider setzte sich zu ihnen, er mußte von dem reden, was ihm Sinn seines Lebens war. Er tat dies ganz schlicht und ohne jedes Pathos, eindrucksvoll stellte er die Menschen vor die entscheidende Christusfrage. — Auf dem Rückweg benutzte ich einen Augenblick, als wir allein waren, ihn inständig zu bitten, doch jedes Ärgernis zu meiden. Auf meine Bitten meinte er, er könne allerdings nur versprechen, sich nicht zum Martyrium zu drängen; wo immer aber er zu einem Zeugnis aufgerufen würde, könne er nicht anders als bezeugen, daß es auf Erden kein anderes Heil gebe als allein in Jesus Christus. Mir schlug das Herz in trauriger Vorahnung, und ich wagte ein Weiteres und wies auf seine liebe Frau und seine unschuldigen Kinder. Unvergeßlich ist mir dieser Augenblick. Wir standen an einer steinernen Brücke, die über ein Wasser führte. Paul Schneider drehte sich um und sah mir mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in die Augen: ‚Glauben Sie, daß ich meine Kinder von Gott erhalten habe, um nur für ihr äußeres Fortkommen zu sorgen? Wurden sie mir nicht anvertraut, um sie für die Ewigkeit zu bewahren? — Und meine Frau? Vielleicht muß es für sie so und nicht anders kommen, um völlig zum Glauben durchzubrechen.‘ In innerer Erschütterung traten wir den Heimweg an. Der folgende Sonntag war mein Abreisetag. In der Kirche wurde das heilige Abendmahl gehalten. . . . die Heilige Schrift in seinen Händen, . . . den Kelch und das Brot tragend. So sah ich ihn zum letztenmal.‘ “

Pfarrer Schneider suchte die Verbindung mit Gleichgesinnten und war für jeden Hauch von Solidarität von Herzen dankbar. In seiner Handlungsweise ließ er sich ausschließlich von seinem am Worte Gottes geschärften Gewissen leiten. Daß er in geistlichen Dingen zum Alleingang bereit war und dabei zwischen den geistlichen und weltlichen Gewalten wohl zu unterscheiden wußte, hat er

des öfteren sehr deutlich gezeigt. Kompromisse zwischen beiden Bereichen konnte und durfte es für ihn nicht geben, die Trennungslinien mußten haarscharf gezogen werden. Zwangsläufig widersetzte er sich, wenn die weltliche Obrigkeit etwas von ihm forderte, wodurch er in der Ausübung seines geistlichen Dienstes eine Behinderung erfuhr. Dabei war es ihm völlig gleichgültig, wenn er unter Umständen unter seinen Pfarrbrüdern ganz allein stand. In einem Brief aus einer wegen einer Unterschriftsverweigerung verhängten „Schutzhaft“ lesen wir: „Macht die Gemeinden selbständig! . . . Von uns hätten wir Dir wieder viel zu schreiben. Du hast gehört von den fünfhundert verhafteten Pfarrern in Preußen über den letzten Sonntag, die sich weigerten, durch Unterschrift zu bescheinigen, daß sie sich vom Staat die Kundgebung der altpreußischen Bekenntnissynode vom 5. 3. zur Bekanntgabe im Kirchenvolk verbieten lassen. Man wollte damit den Bekenntnischarakter und die Wucht dieses blitzartig die Situation erhellenden Zeugnisses der Kirche abdrosseln. Es ist nicht geraten. Der verhafteten Pfarrer waren viele. Sie sind wohl alle vorläufig wieder auf freiem Fuß. Ich saß vom Samstagabend über den Volkstrauertag bis Dienstagmorgen im Gefängnis in Kirchberg, leider als der einzige vom ganzen Hunsrück, aber es war doch gut, daß einer die Ehre des Hunsrücks rettete. Die Brüder hatten sich alle überrumpeln und nötigen lassen zur Unterschrift. Es war ihnen aber hinterher herzlich leid, und sie haben inzwischen alle ihre Unterschrift zurückgezogen, wenigstens soweit sie zur Pfarrbruderschaft gehörten. Gretel mußte sich am Samstag noch eine Haussuchung gefallen lassen, und ich bin noch heute einer großen Zahl Blätter und Schriften beraubt, die man mir entführte. Die Kundgebungen, die ich auch schon vorher gründlich verteilte, suchte man mit sehr geringem Erfolg aus den Dörfern herauszuziehen. Die Gemeinden standen wieder treu. Volle Passionsandachten in dieser Woche, nachdem am letzten Sonntag kein Gottesdienst

sein konnte. — In Kirchberg war es nicht übel. Mit den Kerkermeistern des Hunsrücks schließe ich allmählich Freundschaft wie einst Paulus in Philippi.“ (Brief vom 22. 3. 1935.)

Aus dieser Haft schrieb er an seine Frau:

„Liebe Gretel!

Herzlichen Dank für Deine Zeilen! Der Superintendent war vorhin da und sagte, ich sei der einzige, der recht getan, und brachte mir noch allerlei Nachrichten aus der Gesamtkirche, die ich Dir lieber mündlich sage. Er erzählte mir auch, wie die anderen und auch er selbst überredet und aus Herdentrieb zu ihrer Unterschrift bestimmt wurden. . . . Morgen werden wir wieder Neues hören. Wir wollen den Ernst der Gesamtlage von Staat und Kirche nicht verkennen, aber doch getrost sein im Blick auf den Gott und Vater Jesu Christi, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt. Seid auch treu in der Fürbitte für die Obrigkeit, an der wir es wenigstens im Hausgottesdienst haben fehlen lassen!“

Die Bekennende Kirche hat sich immer wieder an die Gemeinden gewandt, um ihnen den Ernst der Situation vor Augen zu stellen. Den Gegnern der Kirche war jedes Mittel recht, wenn nur dadurch die auf dem Boden der Heiligen Schrift stehende Kirche verunglimpft wurde. Vom Dezember 1934 bis weit in das Frühjahr 1935 hinein wurde in den bekenntniskirchlichen Gottesdiensten folgende Kanzelabkündigung verlesen:

„Unsere ernsten Bemühungen um die Erneuerung, Ordnung und Befriedung der Deutschen Evangelischen Kirche werden seit längerem den schwersten Mißdeutungen preisgegeben. Wir haben das bisher getragen. Nunmehr ist sogar von verantwortlicher Stelle öffentlich der Vorwurf erhoben worden, daß sich unter dem Deckmantel kirchlicher Belange alle möglichen staatsfeindlichen und landesverräterischen Elemente zusammenfinden, um Politik gegen das Dritte Reich zu machen. Wir legen vor Gott und

Menschen dagegen in feierlicher Form Verwahrung ein. Wir haben in unserem Kampf ein gutes Gewissen und sind bereit zur Rechenschaft. Wir stehen zu unserem Wort: Wir wollen keine Zufluchtsstätte politisch unzufriedener Elemente sein.

An zuständiger Stelle haben wir ein offenes Wort der Richtigstellung gesprochen. Wir teilen das zur Beruhigung unserer tief erregten Gemeinden mit. Niemand lasse sich die Pflicht verleiden, die ihm das Wort Gottes gegenüber Volk und Staat auferlegt.

Wir ermahnen die Gemeinden, daß sie sich weder durch Mißdeutungen noch durch Drohungen irremachen lassen in dem unerschrockenen Bekenntnis zu Christus, der als Heiland auch zu unserm Volk kommt.“

Was der mächtige Polizeiapparat damals als Ärgernis, als eine unerhörte Gefahr für den Staat deklarierte, war für den Jünger Jesu gerade das, was gesagt oder getan werden mußte. Von tiefer Liebe zu seinem Heiland erfüllt, handelte Pfarrer Schneider. „Möge der Heiland unser kleines Leiden gnädig annehmen — wir sind's nicht wert — und uns darüber fröhlich machen, daß wir um seinetwillen Verfolgung und Schmach leiden!“, so lesen wir in einem Brief, den er an seine Gattin schreibt.

Von Zeit zu Zeit wollten die braunen Machthaber vor der Welt ihre „Legalität“ dokumentieren und veranstalteten dann eine Wahl großen Stils. So wurde im Jahre 1936 eine Reichstagswahl durchgeführt. Dabei gab es keine Möglichkeit einer eigenen Entscheidung. Es genügte die bloße Abgabe des Stimmzettels, um dem herrschenden System seine Zustimmung zu erteilen. Pfarrer Schneider gab am Wahlsonntag vor der Gemeinde folgende Erklärung ab:

„Der evangelisch=reformierten Gemeinde Dickenschied bin ich folgende Erklärung schuldig: Die erzwungene Anteilnahme der Kirche an der heutigen Reichstagswahl durch Glockenläuten und Fahnenzeigen zwingt mich, aus

meiner Zurückhaltung, die ich bisher beachtet habe, herauszutreten. Die Kirche kann dem Staat in seinen Plänen und Handlungen entweder den göttlichen Segen anwünschen oder aber dem Staat mit der göttlichen Warnung entgegentreten, wenn seine Pläne, Entschlüsse und Handlungen offenbar gegen Gottes Willen und Wort gerichtet sind. Fahnenzeigen und Glockenläuten aber könnte nur zu leicht als Segensanwünschung verstanden werden. Diese Segensanwünschung aber kann die Kirche dem Staat im Augenblick nicht geben. Offenbar ist mit dieser Reichstagswahl nicht nur verbunden, daß wir dem Führer unsere Stimme geben und die Außenpolitik des Führers billigen, sondern auch, daß wir die das ganze Schicksal der Nation zutiefst berührende Weltanschauungspolitik des Nationalsozialismus billigen, die sich in immer mehr offenbar werdenden Gegensatz zum biblischen Christentum setzt. Deutschlands Schicksal entscheidet sich aber nicht an den Truppen am Rhein, sondern an der Stellung des deutschen Volkes zum Worte Gottes. Darum ist die Weltanschauungsfrage ungleich wichtiger als jede andere. Bis zum heutigen Tag ist dem Worte Gottes und dem bekenntnis-kirchlichen Leben die freie Entfaltung unter allen deutschen Volksgenossen immer mehr verwehrt worden. Vielmehr ist das deutsche Volk und seine Jugend einer immer offensichtlicheren Entfremdung von der Kirche Christi und von der Lehre der Heiligen Schrift und damit dem Abfall und der Empörung gegen Gott entgegengeführt worden. Eine unchristliche deutsche Gemeinschaftsschule soll mit Gewalt durchgesetzt werden. Es ist auch nicht die leiseste Zusicherung von den verantwortlichen Männern in Staat und Partei gemacht worden, daß es in diesen Dingen anders werden soll. Die Kirche Christi kann darum den Weg des Dritten Reiches in dieser wichtigsten aller Fragen nicht gutheißen, kann der Wahl des neuen Parteireichstags die göttliche Segensanwünschung nicht geben. Sie ist es vielmehr schuldig, dem Führer und der Regierung die

göttliche Warnung und Gottes Gericht anzusagen, wenn von der Politik der Entchristlichung und Entkonfessionalisierung des öffentlichen Volkslebens nicht Abstand genommen wird. Du aber, liebe Gemeinde, werde wach und verteidige mannhaft deine heiligsten Glaubensgüter, bezeuge die Ehre und Majestät des lebendigen Gottes, des Vaters unseres Herrn Jesu Christi, gegenüber den Herengöttern und Abgöttern dieser vergehenden Welt!“

Am dem Wahlsonntag folgenden Ostersonntag war in roter Farbe an den Wänden des Pfarrhauses zu lesen: „Er hat nicht gewählt! Vaterland, Volk, was sagst du?!“ Das Volk, die evangelische Gemeinde, kam in seltener Übereinstimmung und völliger Freiwilligkeit und entfernte die Schandschrift. Eine deutlichere Antwort konnte die „kochende Volksseele“ den herrschenden Herrenmenschen nicht geben.

Die verschiedenartigsten Äußerungen über Pfarrer Schneider weisen immer wieder auf seine große Bescheidenheit hin. Im Mai 1936 wurde er gebeten, mit anderen rheinischen Pfarrern der Bekennenden Kirche nach Westfalen zu reisen, um dort einige Gemeinden zu besuchen. „Er reiste mit größten Hemmungen ab, fühlte sich dem nicht gewachsen, und es widerstrebte ihm, dort von seiner und der Gemeinden Haltung zu berichten. Gott müsse ja doch ihr ‚armes Bekennen‘ in Gnaden ansehen, und sie hätten ja oft genug versagt. Er fährt ‚auf Befehl‘ um der Sache willen.“

Pfarrer Schneider wurde in seiner Gemeindegarbeit von Zeit zu Zeit durch Vorladungen auf das Bürgermeisteramt gestört. Völlig falsch wiedergegebene Äußerungen mußte er jedesmal richtigstellen. Der „altböse Feind“ schlich wie ein Panther um sein Haus und suchte ihn zu erhaschen, um ihn hinter Schloß und Riegel zu bringen. Die „Mächtigen“ fürchteten den kleinen Dorfpastor auf dem Hunsrück, der den Menschen das Evangelium brachte.

Im September 1936 schreibt Pfarrer Schneider einem

befreundeten Lehrer in Wetzlar einen Brief: „Ja, ihr lieben Freunde, es ist mir ein ganz großes Geschenk Gottes, daß wir trotz der so überaus ernsten und gefahrvollen Zeit und des so ganz unsicheren Weges, den wir in der Bekennenden Kirche gehen müssen, doch so fröhlich, ich möchte sagen, sorglos sein können und nun erst recht die Familie und die lieben Kinder, das tägliche Brot, unser Amt und alles uns zu köstlichen Gaben Gottes werden. Wir haben hier am 23. 8. die Abkündigung der Vorläufigen Kirchenleitung und des Reichsbruderrates zu verlesen gehabt; mich hat es in der Seele froh gemacht, es war mir eine große Befreiung, daß unsere Kirchenleitung dieses Wort gefunden und gewagt hat und wir damit durchstoßen durften durch die Nebelschwaden von List und Lüge, mit denen die weltanschauliche Lage getarnt und unser armes christliches Volk verwirrt wird. Die neu durchbrechende Sonne nach Regenwochen und Erntenot war mir ein freundliches Sichbekennen Gottes zu diesem Wort.“ Diese Vorläufige Kirchenleitung hat mit dem Konsistorium in Koblenz nichts gemein.

Die Kanzelabkündigung lautet:

„Brüder und Schwestern!

Das deutsche Volk steht vor einer Entscheidung von größter geschichtlicher Bedeutung. Es geht darum, ob der christliche Glaube in Deutschland Heimatrecht haben soll oder nicht. Mit einer Wut und Planmäßigkeit ohnegleichen wird das Evangelium von Jesus Christus heute bei uns bekämpft. Das geschieht nicht nur von solchen, die jeden Glauben an Gott verwerfen, sondern auch von solchen, die Gott nicht leugnen wollen, die aber meinen, die Offenbarung des einen lebendigen Gottes in Jesus Christus ablehnen zu können. Machtmittel des Staates und der Partei werden weithin eingesetzt gegen das Evangelium von Jesus Christus und gegen die, die sich zu ihm bekennen. Es wird uns schwer, das auszusprechen.

Die evangelische Kirche weiß sich unserem Volk und seiner Obrigkeit durch Gottes Wort verbunden und verpflichtet. An jedem Sonntag wird in den evangelischen Gottesdiensten Fürbitte getan für den Führer und für das Vaterland. Millionen von Deutschen haben vor drei Jahren den neuen Anfang im Leben unseres Volkes mit heißem Herzen begrüßt. Sie haben es um so freudiger getan, als die Regierung in ihrer ersten Proklamation vom 1. Februar 1933 gesagt hat, sie werde ‚das Christentum als Basis unserer gesamten Moral in festen Schutz nehmen‘.

Es ist für evangelische Christen ein schier unfaßbarer Gedanke, daß sich im deutschen Vaterland staatliche Organe gegen das Evangelium von Jesus Christus wenden. Und doch geschieht es.

Wir haben lange geschwiegen. Wir haben uns sagen lassen, es handle sich nur um das Vorgehen weniger einzelner, die zur Ordnung gerufen werden müssen. Wir haben gewartet. Wir haben Vorstellungen erhoben. Auch dem Führer und Reichskanzler ist schriftlich vorgetragen worden, was Herz und Gewissen der evangelischen Christen beschwert. Bereits am 10. April 1935 haben die damalige Vorläufige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche, der Reichsbruderrat und die der Vorläufigen Leitung angeschlossenen Kirchenregierungen und Bruderräte namens der ganzen Bekennenden Kirche Deutschlands ein Schreiben an ihn gerichtet. Es klingt nun wie ein Schrei aus tiefer Not, wenn dieses Schreiben so beginnt: ‚Es ist im deutschen Volke dahin gekommen, daß die Ehre deutscher Staatsbürger in den Staub getreten wird, weil sie Christen sind. Die christliche Bevölkerung Deutschlands nimmt in starker Erregung und Empörung wahr, daß sie um ihres Glaubens an Jesus Christus willen auf jede Weise (Presse, Theater, Vortragssaal, Massenversammlungen) verspottet und verhöhnt und ihre deutsche Gesinnung und Zuverlässigkeit angezweifelt wird. Dieser Verdächtigung sind im besonderen Maße die ausgesetzt, die treu am

Evangelium festzuhalten entschlossen sind. Alle Versuche, hier Wandel zu schaffen, sind vergebens gewesen, zumal uns im steigenden Maße fast jede Möglichkeit öffentlicher Gegenwehr genommen wird.'

In diesem Jahr haben die jetzige Vorläufige Leitung und der Rat der Deutschen Evangelischen Kirche dem Führer und Reichskanzler eine Denkschrift zugeleitet, aus der die ganze Not und Sorge der evangelischen Bevölkerung Deutschlands sichtbar wird. Die Denkschrift ist Punkt für Punkt mit ausführlichem Beweismaterial belegt worden. Mit größter Gewissenhaftigkeit ist diese Denkschrift und ihr Inhalt vor der Öffentlichkeit, ja selbst vor den Gliedern der Bekennenden Kirche geheimgehalten worden, um dem Führer des Reiches Gelegenheit zu sachlicher Prüfung zu geben und gleichzeitig einen Mißbrauch dieser Denkschrift in der Öffentlichkeit zu verhindern. Gegen unseren Willen und ohne Verantwortung der Bekennenden Kirche wurde die Denkschrift in der ausländischen Presse veröffentlicht und dadurch in Deutschland bekannt.

Wir sind nunmehr gezwungen, öffentlich zu diesem Worte zu stehen. Wir müssen jetzt der Gemeinde bezeugen, was uns im Blick auf unser Volk und unsere Kirche bewegt. Es ist der christlichen Kirche geboten, Angriffen gegen das Evangelium frei und öffentlich entgegenzutreten, ohne Furcht vor Menschen. Es ist ihr geboten, ihren Gliedern, vor allem dem heranwachsenden Geschlecht, die Augen zu öffnen für die Gefahr, in der wir alle stehen. In solcher Verpflichtung reden wir. Was daraus wird, das befehlen wir dem, der uns in seinen Dienst gerufen hat. Er hat es geboten. Er wird es walten.

Die Wahrheit des Evangeliums wird in der Öffentlichkeit angegriffen, auch von führenden Männern des Staates. Wir erinnern an die Rede des Reichsleiters Dr. Ley zum 1. Mai 1936, die durch Rundfunk und durch die gesamte deutsche Presse verbreitet worden ist. Es wird der evangelischen Kirche nicht gestattet, solchen Angriffen in

derselben breiten Öffentlichkeit entgegenzutreten. In den Schulungslagern wird vielfach die Weltanschauung des Rosenbergschen Mythos gelehrt, die den Menschen verherrlicht und Gott seine Ehre nimmt. Mit voller Offenheit wird stellenweise bereits verkündet, daß diese Weltanschauung unvereinbar sei mit dem christlichen Glauben und daß sie diesen christlichen Glauben abzulösen bestimmt sei. Auch diejenigen Christen, die den ehrlichen Willen haben, ihrem Volk zu dienen, müßten bekämpft werden. So wurde in einem studentischen Schulungslager gesagt, wenn das Parteiprogramm vom ‚positiven Christentum‘ rede, so sei damit in Wirklichkeit nicht das Christentum, sondern ganz allgemein eine positive Religiosität gemeint. Man habe das nicht gleich offen aussprechen können. Denn der Arzt könne einem Kranken nicht die volle Wahrheit sagen. Diese Ausführungen sind von dem Reichsamtsleiter Derichsweiler ausdrücklich bestätigt worden. Sie sind Hunderttausenden bekannt geworden. Niemals hat man ihnen amtlich widersprochen. Der Totalitätsanspruch dieser Weltanschauung bringt ungezählte evangelische Menschen in schwere Gewissensnot und in ständige Versuchung zur Heuchelei und Lüge.

Unter der Losung ‚Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens‘ wird die Kirche mehr und mehr in allen ihren Betätigungen in den Raum der Kirchenmauern zurückgedrängt. In dem Lande Martin Luthers wird es der evangelischen Christenheit verwehrt, in öffentlichen Versammlungen das Evangelium zu bezeugen. Predigt und Seelsorge, wie sie etwa bei der Wehrmacht geschehen, werden in den Lagern des Arbeitsdienstes weithin nicht geduldet. Die evangelische Schule wird bekämpft. Die Seelsorge an der heranwachsenden Jugend wird nahezu unmöglich gemacht. Gleichzeitig aber wird das junge Geschlecht an Herabsetzung, ja an Verhöhnung des christlichen Glaubens gewöhnt. In Schriften der Hitlerjugend, in Zeitungen und Zeitschriften wie dem ‚Schwarzen Korps‘

und anderen finden sich aufs neue Schmähungen des christlichen Glaubens, die sich der Wiedergabe entziehen. Wer sich gegen diese Bekämpfung des christlichen Glaubens auflehnt, muß gewärtigen, daß er als Staatsfeind gebrandmarkt wird . . .

Wir sagen das alles mit tiefstem Schmerz. Wir sind bereit, dem Staat und unserem deutschen Volke Gut und Blut zu opfern, aber wir wollen uns vor Gottes Richterstuhl nicht sagen lassen: Als das Evangelium von Jesus Christus in deutschen Landen bekämpft wurde, da seid ihr stumm geblieben und habt eure Kinder widerstandslos einem fremden Geiste überlassen.“

Die Germanisierung der „deutschen Seele“ durch die braunen Weltanschauungsmacher erreichte gerade zu Weihnachten einen besonderen Höhepunkt. Hans Bauermann schrieb damals das Lied „Hohe Nacht der klaren Sterne“ als Typ eines „neuen“ Weihnachtsliedes, mit dessen Hilfe wieder „altgermanisches Urgut“ vermittelt werden sollte. In dem von Pfarrer Schneider betreuten Filial Womrath war ein Lehrer tätig, der zwar seiner Konfession nach evangelisch war, aber dem Presbyterium und seinem Pfarrer mancherlei Schwierigkeiten bereitete. Er hatte sich dem „Neuen“ sehr schnell geöffnet und trat als dessen Propagandist auf. In einem Zeitungsbericht lesen wir: „Eingangs wies Lehrer Sturm in kurzen Umrissen darauf hin, daß das deutsche Weihnachtsfest unbestritten das schönste und innigste in der ganzen Welt sei und daß die Züge, die uns dasselbe lieb und wert machen, nicht mit der Christianisierung zu uns hereingetragen wurden, sondern als ureigene herrliche Wesensart von unsern germanischen Vorfahren stammen. Uns modernen und vielfach schon instinktlos gewordenen Menschen sei gleichsam ein sechster Sinn verlorengegangen, der unsern Ahnen in hohem Maße zu eigen war: eine innige Verkettung mit dem Leben und Weben in der Natur und eine daraus erwachsende Instinktsicherheit gegenüber ungeschriebenen

Gesetzen des Lebens; dazu eine lebhaftere Phantasiebewegung, die hinter dem bloßen Leben und Naturgeschehen die gestaltenden und wirkenden Kräfte zum bildhaften Erleben bringt. Es wäre ein Segen für unser Volk, wenn wir diese Wesensart unserer Ahnen wiedergewinnen könnten.“

Eine solche Feier konnte das Presbyterium der evangelischen Gemeinde in Womrath nicht unwidersprochen hinnehmen, zumal der Lehrer Erzieher ihrer evangelischen Bekenntnisschule war und es zu seiner Aufgabe gehörte, die Kinder im Geiste des evangelischen Bekenntnisses zu unterweisen.

In Dickenschied lebte damals ein Lehrer, der dem Presbyterium durch seinen Lebenswandel erheblichen Ärger bereitete. Er sah es als seine „Aufgabe“ an, Pfarrer Schneider zu bespitzeln, um ihn anzeigen zu können. Er wie auch sein Kollege in Womrath benutzten den evangelischen Religionsunterricht, um die weltanschaulichen Ideen des Nationalsozialismus den Kindern zu vermitteln. Damit stellten sie sich offen gegen das Bekenntnis ihrer evangelischen Gemeinde. Was sagte nun Pfarrer Schneider dazu? In seinen Predigtkonzepten lesen wir: „Aber die eingebildeten, stolzen und klugen, politisierenden und jeden modernen Wind einer neuen Zeitrichtung propagierenden Leute – die noch Glieder unserer Kirche sein wollen – meinen Christen zu sein und zugleich das vierte Gebot verachten zu können, das uns anweist, das Predigtamt in Verbindung mit den Schulen zu erhalten und sonntäglich den Herrn mit der Gemeinde öffentlich anzurufen. Wie sollen aber die Kinder noch christlich erzogen werden können, wenn die Eltern ihnen nicht mit gutem Beispiel vorgehen im treuen Besuch des Gotteshauses? . . . Wie sollen die Kinder noch christlich unterwiesen werden können, wenn die Schule sich innerlich und äußerlich von der Kirche löst? . . . Dann mag es freilich so kommen, daß man die Kinder vom Religionsunterricht der Schule ab-

meldet; dann mag es weiter so kommen, daß man in der Schule etwas anderes unter Weihnachten, dem heiligen Christfest, versteht als die Kirche.“

Unter Hinweis auf die „Weihnachtsfeier“ in Womrath sagte Pfarrer Schneider: „Ich kann nur raten und ermahnen, daß wir eine Weihnachtsfeier, auf die diese Beschreibung zutrifft, von der die Hunsrücker Zeitung vom 4. Januar geschrieben hat, nicht mehr als christliche Weihnachtsfeier ansehen können. Sie will ja auch bewußt nichts mehr mit der Kirche zu tun haben, und wir wollen aus diesem Grunde unsere Kinder von solchen und ähnlichen Feiern fernhalten. Das ist eine arge Schalkerei, christliche Erziehung ohne christliche Gemeinde und Kirche tun zu wollen. Christliche Erziehung gibt es nur in der christlichen Kirche. ‚Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?‘ . . . Und auch hier gilt: Niemand kann zwei Herren dienen.“

Die beiden Lehrer hätten leicht die Möglichkeit gehabt, ihren Dienst in der evangelischen Bekenntnisschule Dikenschied bzw. Womrath zu kündigen und in eine andere Schule überzuwechseln. Sie hätten ihren Austritt aus der evangelischen Kirche erklären können, dann wären die Fronten sauber gewesen. Sie taten es aber bewußt nicht, sondern nahmen den Kampf gegen das Presbyterium und gegen den Gemeindepfarrer auf. Die Auseinandersetzung nahm sehr unschöne Formen an; so verfaßte der Womrather Lehrer ein Schmähedicht gegen Pfarrer Schneider, das wir hier nicht veröffentlichen möchten. Pfarrer Schneider hatte mit einer beneidenswerten Geduld immer wieder versucht, mit den beiden Lehrern in ein echtes Gespräch zu kommen und ihnen vom Worte Gottes her den ganzen Ernst ihres Handelns vor Augen zu stellen. Alle seine Bemühungen blieben erfolglos. Unter dem „Schutz der staatlichen Macht und in voller Übereinstimmung mit der herrschenden Partei“ gingen sie ihren Weg.

Pfarrer Schneider kämpfte hart gegen die Gemeinschafts-

schule, weil sie als Keimzelle der nationalsozialistischen Weltanschauung im Leben der Kinder dienen sollte. In ihr sollte die Saat gelegt werden, um später am Thingplatz und in den „deutschen Weihstunden“ den „neuen artgemäßen Glauben der Herrenrasse“ zu dokumentieren.

Die Presbyterien in Dickenschied und Womrath sahen sich nunmehr gezwungen, auf Grund ihres reformierten Bekenntnisses und der zur Zeit gültigen Kirchenordnung sich mit der kirchlichen Bußzucht zu beschäftigen. Dies wurde um so notwendiger, als noch zwei Fälle hinzukamen, die eine evangelische Gemeinde nicht ohne weiteres hinnehmen darf. Lesen wir, was die Gattin von Pfarrer Schneider darüber schreibt: „Es lagen in Womrath auch noch zwei andere Fälle vor, die der christlichen Gemeinde Ärgernis gaben. Da war ein Mann, der der Kirche seit Jahren den Rücken gekehrt hatte, nun aber auch sein Kind, dem er doch bei der Taufe die christliche Unterweisung versprochen, vom Kindergottesdienst unter Drohen und Schelten fernhielt und es selbst einmal aus der Kirche herausholte. Es war nicht zu reden mit ihm, so sehr es Paul erstrebte. — Und da war ein Parteimann, ebenfalls seit langem dem kirchlichen Leben gleichgültig, der aber nun sich zum Richter des bekenntniskirchlichen Lebens machte. Mit ihm war Paul im Gespräch. Er suchte es dann immer vom christlichen Anliegen des Pfarrers auf politische Glatteis zu bringen. Seinen Jungen meldete er vom Konfirmandenunterricht ab und schickte ihn zu einem DC-Pfarrer Thüringer Richtung. Er versuchte, diesem im Dorf Einfluß zu verschaffen. In Dickenschied und Womrath beschließen die Presbyterien, diesen Männern (die beiden Lehrer mit eingeschlossen) die christliche Bußzucht zu verkündigen, da sie nicht vor dem Presbyterium ihre Sache bereinigen wollten. In Dickenschied schreckt das Presbyterium am Sonntag vor der ersten Abkündigung vor der Tragweite seines Handelns zurück, in Womrath bleiben die Presbyter einmütig auf ihrem Beschluß be-

stehen.“ Pfarrer Schneider, der selbst durch eine harte Schule in der inneren Auseinandersetzung gehen mußte, empfand die Trennung zwischen Gott und Mensch als eine quälende Last, die durch die Anfechtungen des Bösen immer unerträglicher wird. Die Erfahrung, daß es für ein Gotteskind ein „Muß“ gibt, möchte er allen mitteilen. Er möchte, daß alle zu der echten Freiheit der Kinder Gottes heranreifen. Als Hirte seiner Gemeinde kann und darf er es nicht dulden, daß Menschen, um derentwillen Christus gestorben und auferstanden ist, dem „Muß“ des Bösen verfallen. Er weiß, daß in der Gefolgschaft des Bösen die eigentliche Sünde liegt, aus der der Mensch sich nicht wieder befreien kann. Er will nicht, daß die Menschen dem Verderben überantwortet werden. Darum hält er vor Abkündigung der Kirchenzucht folgende kurze Ansprache an die Gemeinde:

„Liebe Gemeindeglieder! Das Presbyterium hat sich genötigt gesehen, zum erstenmal ein in unserer Kirche lange vernachlässigtes Mittel, das der öffentlichen christlichen Bußzucht, in Anwendung zu bringen. Es handelt sich in drei Fällen, in denen das geschah, um öffentliches Ärgernis, das der Gemeinde Jesu Christi gegeben wurde und das leicht größeren Schaden in der Gemeinde anrichten könnte, wenn es nicht gemäß Anweisung unseres Herrn Jesu selbst (Matth. 18, 15—20) und gemäß dem Bekenntnis unserer reformierten Kirche (Heidelberger Katechismus Frage 83ff.) unter die strafende Zucht der Gemeinde gestellt würde.

Diese kirchliche Zucht der Gemeinde wird ausgerichtet in der Vollmacht Jesu Christi und auf seinen Befehl und seine Verheißung hin. Christus spricht: ‚Was ihr binden werdet auf Erden, soll gebunden sein im Himmel, und was ihr lösen werdet auf Erden, soll los sein im Himmel.‘ ‚Merke du aber ernstlich, daß er gewiß zusagt: Tut ihr der Schlüssel Werk, so will ich’s auch tun; ja wenn ihr es tut, so soll’s getan sein. Was ihr bindet und löset, das soll gebunden und los sein, ohn’ mein Binden und Lösen — es

sei einerlei Werk, meines oder eures, tut euer Werk, so ist meines schon geschehen. Da haben wir . . . Sünde zu behalten oder zu vergeben.'

Die kirchliche Zucht der Gemeinde wird ausgerichtet nicht aus Zorn oder Haß, sondern aus Liebe. Die Reformatoren haben die Kirchenzucht gepriesen als das köstliche Mittel, an einem Menschen wirklich Liebe zu üben, indem die Gemeinde ihm seine Sünden vorhält und durch den Ernst, mit dem sie dies tut, ihn in besonderem Maße zur Buße treibt. Luther sagt: ‚Der kirchliche Bann ist also eine liebevolle und mütterliche Geißel der Kirche, verhängt über den Leib und die leiblichen Dinge.‘ Wolle man einwenden, daß durch die Kirchenzucht Feindschaft geweckt und die Gemeinde uneinig gemacht und auseinandergerissen werde, so darf hier nicht zu große Rücksicht genommen werden auf eine falsche Einigkeit und einen falschen Frieden, die unter dem Angriff der Welt auf die Kirche und Gemeinde sowieso nicht standhalten werden. Es gibt keine wahre Einigkeit und Frieden ohne Wahrheit.

1. Das ist vielmehr Zerstörung der Gemeinde, wenn ihr ungestraft öffentliches Ärgernis gegeben wird, wenn die Gemeinde, die christlichen Eltern und der Ort, da ihre Kinder ihre Schulunterweisung empfangen, durch die Art und Weise, in der dies geschieht, auseinandergerissen werden und eine Kluft befestigt wird zwischen Schule und christlicher Gemeinde; wenn eine andere Art, das heilige Christfest zu feiern, eingeführt und gepriesen wird.

2. Das ist Zerstörung der Gemeinde, wenn etliche sind, die ihre Kinder vom Unterricht und vom Kindergottesdienst fernhalten. Das ist Zerstörung der Gemeinde, wenn Wort und Sakrament und die Mahnung und die Zucht der Gemeinde verachtet werden, das zu deren Leitung bestellte Presbyterium, der Pfarrer und die Ältesten der Gemeinde gar verhöhnt und gescholten werden, ohne daß hierfür der Beweis angetreten wird.

3. Das ist Zerstörung der Gemeinde, wenn man hin und her in den Häusern die Gemeindeglieder verführt zur Unterschrift, daß die Predigt eines Thüringer Deutschen Christen, die selbst nach dem Gutachten des Generalsuperintendenten Zöllner vom Reichskirchenausschuß auf unbiblischem und unkirchlichem Boden steht, in die Gemeinde hineingelassen werden soll. Wahrlich, wo das alles in einer Gemeinde geschehen kann, ist es Zeit, daß sich die christliche Gemeinde auf Recht und Pflicht christlicher Bußzucht besinnt, wenn sie nicht den Vorwurf verdienen will, daß sie selber an der Zerstörung und Verweltlichung des christlichen Gemeindelebens schuld hat.

Wer sich an der Kirchenzucht ärgert, mag sich immerhin ärgern; er beweist damit, daß er nicht auf dem Bekenntnis der Väter steht und eine zuchtvolle Kirche, die aus dem Wort Gottes allein lebt und ihrem Herrn Jesus Christus allein gehorcht, ihm selbst nicht liebenswert ist. Die christliche Bußzucht sucht nicht das Verderben des Sünders, den sie aus der christlichen und kirchlichen Gemeinschaft ausschließt, sondern seine Besserung. ‚Demnach — sagt Calvin — wenn es auch die Kirchenzucht nicht erlaubt, mit den Verbannten familiär zu verkehren oder innigen Umgang zu haben, so sollen wir dennoch bestrebt sein, sie zu besserer Frucht zu bekehren und in die Gemeinschaft und Einheit zurückzurufen.‘ So lehrt der Apostel 2. Thess. 3, 15: ‚Haltet sie nicht für Feinde, sondern straft sie als Brüder!‘

So behalten die unter christlicher Bußzucht Stehenden, wenn ihnen auch die Sakramente verboten sind und ihre kirchlichen Rechte ruhen, doch Anspruch auf Wortverkündigung und Seelsorge in der Gemeinde.

Möge Gott die Wiedererweckung ernsthafter Kirchenzucht unserer Gemeinde und den Betroffenen zum Segen, zu der Seele Heil und Seligkeit setzen!“

Daß das Hirtenamt auch zugleich ein Bußamt ist, hat die christliche Gemeinde über weite Strecken ihres Daseins vergessen. Eine bloße Bußstimmung, wie sie hier und da

bei den Massenbeichten erzeugt wird, schlägt der biblischen Botschaft und insbesondere der prophetischen Verkündigung geradezu ins Gesicht. Wer einer christlichen Gemeinde angehört, muß wissen, daß er nicht sich allein verantwortlich ist, sondern einer Glaubensgemeinschaft gegenüber Verpflichtungen hat. Buße tun heißt zu einer totalen Wendung bereit sein. Sehnsucht danach ist erst der erste Schritt und macht noch keinen Menschen des göttlichen Wohlgefallens. Der Hirte und die Ältesten einer Gemeinde müssen streng sein, wenn es um die Ehre Gottes geht.

Bevor die Bußzucht endgültig in Kraft trat, mußten drei Abkündigungen erfolgt sein. Die Zeit zwischen den einzelnen Abkündigungen war nicht genau festgelegt; sie war der Entscheidung des Pfarrers und des Presbyteriums überlassen. Pfarrer Schneider hatte sich für eine lange Bedenkzeit der Betroffenen eingesetzt. Zur dritten Verlesung ist es vor der Gemeinde nicht mehr gekommen, so daß die Bußzucht praktisch nicht verwirklicht worden ist.

Pfarrer Schneider, der einen Motorradunfall erlitten hatte, wurde am 28. Mai von seinem Gipsverband befreit und am 31. Mai 1937 in seinem Studierzimmer von der Geheimen Staatspolizei verhaftet. Nachdem er kurz zuvor die Geburt seines sechsten Kindes in Freiheit miterleben durfte, wird er in das ehemalige Reichsbankgebäude gebracht, das als Gefängnis eingerichtet war. Das erste Lebenszeichen lautet: „. . . Nun bitte ich Dich und Euch alle auch recht herzlich, Euch keine unnötigen Gedanken und Sorgen zu machen. Gott will's machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist. Bitte setzt auch nicht etwa Himmel und Hölle in Bewegung, dadurch den Amtsstellen das Leben schwer machend! Wir wollen jetzt unsern christlichen Gehorsam gegen die Obrigkeit mit willigem Leiden bewähren und uns vor irgendwelcher Bitterkeit zu bewahren suchen. Wir wollen uns rüsten lassen mit Geduld; es könnte ja auch unsere Trennung einmal länger dauern.“

In den Gemeinden war eine erhebliche Unruhe entstanden, und vier Gemeindeglieder begaben sich zur Gestapo nach Koblenz, um den Grund der Verhaftung ihres Pfarrers zu erfahren. Ihnen wurde folgendes gesagt: 1. Pfarrer Schneider wiegle den Hunsrück gegen den Staat auf. 2. Den Grund der Verhaftung könnten sie in der Zeitung lesen. 3. Da sie, die Gemeindeglieder, in keiner nationalsozialistischen Organisation wären, kämen sie für Aussagen nicht in Frage. In der Zeitung stand folgender Bericht: „*In Schutzhaft genommen.* Pfarrer Schneider aus Dickenschied wurde durch die Geheime Staatspolizei in Schutzhaft genommen, weil er in unverantwortlicher Weise von der Kanzel herab gegen einen Bauern zum Boykott aufgefordert hat.“

Es dauerte einige Tage, bis Pfarrer Schneider selbst den Grund seiner Inschutzhaftnahme erfuhr. Er war gerade vor den Kadi zitiert worden, weil er durch ein Fenster hindurch mit einem anderen Häftling Glaubensgespräche geführt hatte. Es wurde Post- und sonstige Nachrichtensperre über ihn verhängt. Am Schluß dieser „Verhandlung“ fragte Pfarrer Schneider nach dem Grund seiner Verhaftung. „Wegen Ihrer Kirchenzuchtmaßnahme sind Sie hier“, lautete die Antwort. Darüber war er innerlich froh, und ihm wurde leicht ums Herz.

Seine Gattin gab dem rheinischen Bruderrat einen Bericht: „Am Montag, dem 31. Mai 1937, kamen nachmittags um 4.30 Uhr zwei Beamte der Gestapo und forderten meinen Mann auf, unverzüglich mit ihnen zu einer Vernehmung nach Koblenz zu fahren. Auf seine Frage, ob er sich denn für einen längeren Aufenthalt dort einrichten solle, gaben die Beamten nur eine ausweichende Antwort: ‚Es handelt sich nur um eine Vernehmung‘ und trieben zu größter Eile. So fuhr mein Mann ohne Gepäck. Wir zu Hause blieben ohne Nachricht. Im Dorf war größte Bestürzung, da niemand über die Gründe eine Ahnung hatte und die Leute gerade froh waren, daß ihr Pfarrer nun nach

zehnwöchiger Dienstunfähigkeit sein Amt wieder voll versehen wolle. Andern Tages berichtete ich den Vorfall einigen Pfarrern und erfuhr dann durch den Superintendenten Gillmann, daß mein Mann in Schutzhaft wäre . . . Unsere Gemeinden wurden schon schriftlich in Koblenz vorstellig, und heute waren vier Bauern dort, wurden aber von der Gestapo ziemlich ungnädig behandelt.

Dem Gefängnispfarrer, Pfr. i. R. Appel in Arenberg bei Koblenz, Adolf-Hitler-Str. 90, ist es auch noch nicht erlaubt worden, meinen Mann zu besuchen. Da Herr Pfr. Appel zur Bekennenden Kirche gehört, kann der Rat leicht weitere Auskunft von ihm erbitten . . .

Die hiesigen Leute sagen, Herr Scherer sei mit unserem Lehrer Kunz in Kirchberg in einer Wirtschaft gesehen worden, ein Schriftstück verfassend. Lehrer Kunz kommt übrigens am 15. Juni 1937 von hier auf den Westerwald und hat schon länger geäußert, ehe er fortkäme, ‚spiele er Dickenschied noch einen Streich‘ und ‚der Pfarrer käme vor ihm fort‘.“

Dieser Bericht gelangte in die Hände der Gestapo, und Frau Margarete Schneider bekam ebenfalls Postsperr.

Woche um Woche verging. Pfarrer Schneider erbat einen Prozeß, damit endlich einmal die Gründe seiner Inhaftierung offen genannt und zum Gegenstand einer exakten Untersuchung gemacht werden konnten. Die Gestapo unternahm nichts dergleichen. Unterdessen nutzte Pfarrer Schneider die Zeit zur Meditation. „So kann ich geistliche Schätze sammeln für neuen Dienst und ist die Zeit auch für mich nicht vergebens. Ich hoffe, sie ist auch für die Gemeinden nicht vergebens; daß doch viele möchten ihre geistliche Trägheit und Verantwortungsscheu überwinden! Daß Gott uns allen auch einen Geist der Buße schenken wolle und den Willen zu einem zuchtvollen Gemeindeleben mitten in dem abgöttischen Geschlecht unserer Tage! Wie vieles habe ich noch versäumt und hätte besser vorbereitet sein müssen für den nun eingetretenen und doch so lange

vorausgeahnten Fall! . . . Wir sind in unserem ‚Gefängnis‘ gewöhnlich sechs bis sieben der verschiedensten Sorte, von meiner Fakultät bin ich der einzige . . . Heute ist schon der sechste Sonntag meiner Haft ohne die Möglichkeit, an einem Gottesdienst teilzunehmen, und doch nicht ohne Gottesdienst. Es ist merkwürdig, daß die Seele hier noch viel hungriger ist und Gottes Wort noch viel tiefer eindringt, wo fast jede andere Möglichkeit der Unterhaltung fehlt. Ein lieber Mitgefangener (SS=Mann) gab mir von seinen Blumen, die ihm seine Braut gesandt, die Hälfte ab; aus Pappe habe ich mir ein Kreuz gefertigt und mir heute Zellentisch und Zelle sonntäglich herausgeputzt, ein reines Taschentuch als Tischtuch. So habe ich mir heute morgen selber Gottesdienst gehalten und war mit der gläubigen Gemeinde verbunden. Deine Karte mit der Aufforderung zur Freude habe ich mir zum Sonntag unter die Blumen gestellt . . . Die Zuflucht unter dem Schatten der Flügel Gottes nimmt ja kein Ende . . . Laß uns nur in unserem ‚Leiden‘ Gottes Liebe sehen! Es ist ja keine Bestrafung, keine Bezahlung mehr für unsere Sünde, nachdem Jesus vollgültig bezahlt. Nein, es ist die väterliche Liebesucht, der wir uns nicht weigern dürfen. Wenn manche oder viele Brüder meinen, das Leiden vermeiden zu können, weil sie es vermeiden wollen — obwohl es doch jedem Sehenden seit langem unvermeidlich vor Augen steht —, so können sie das vielleicht haben, aber die Glücklichen und Gesegneten sind sie dabei nicht. Und zu denen, die getrost dem Feind entgegengehen, können sie auch nicht gehören, höchstens zu denen, die Schrittchen für Schrittchen zurückweichen; und wir sind doch wahrlich genug zurückgewichen. Deshalb, lieber Schatz, nicht bitter werden, nicht gegen die Brüder und nicht gegen die Feinde der Kirche! Unser ‚Leiden‘ ist ja ein Vorzug, und alsobald ist es ja kein Leiden mehr, sondern: ‚Freuet euch, wenn ihr mit Christo leidet!‘ Nur darum wollen wir ringen, daß unser Leiden ein Gott wohlgefälliges Opfer sei, in Christi Liebe und Geist

gebracht, damit wir und die Gemeinden und die Kirche auch Segen davon haben.“

Pfarrer Schneider ist zum Beter geworden. Er betete daheim und sicher auch in der Zelle immer kniend. An den Rand seiner Bibel, die er bis zu seinem Abtransport in das Konzentrationslager bei sich hatte, hat er geschrieben: „Die Beter sind die Wacht für die Kirche. Aus dem Gebet für die Gemeinde erwächst die Zuversicht für die Gemeinde.“ Alles Papier, auch Einwickelpapier, wurde von ihm zum Schreiben benutzt. Er fertigte Listen mit auswendig gelernten Bibelstellen und Liedern an, denn was der Glaubende sich angeeignet hat, kann keine Macht dieser Welt ihm nehmen. In Buchenwald durfte er keine Bibel mehr sein eigen nennen; hier in der Zelle hat er das Wort aufgesogen, in Buchenwald war es ihm dann auch ohne Bibel innerer Besitz.

Ebenso verfaßte er in der Zelle Gebetslisten, die ihm eine Hilfe sein sollten. „Täglich: Abend- und Morgensegen (Luther), Vaterunser, Fürbitte für die nächsten Verwandten und Hausgenossen. Fürbitte für Kirche, Volk und Obrigkeit.“ Jeder Tag hatte seine besonderen Anliegen, die er vor den Herrn brachte. Was für ihn und die Kirche wichtig war, legte er vor Gottes Thron. Wer diesen Gebetsplan liest, weiß, daß der Pfarrer von Dickenschied und Womrath ein Beter war, wie sie die Kirche, die Christenheit so nötig hat.

Am 24. Juli 1937 wird Pfarrer Schneider aus der Schutzhaft entlassen und ihm zugleich eröffnet, daß er nicht mehr in das Rheinland zurückkehren dürfe. Er legt Verwahrung gegen die Ausweisung und die unrechtmäßige Haft ein, aber die Beamten bleiben kalt und verfahren nach ihrer Anweisung. Er wird mit einem Wagen nach Wiesbaden gebracht, das zu Hessen-Nassau gehört, und dort auf freien Fuß gesetzt. Er begibt sich sofort zum Bahnhof, nachdem er vorher seinen Ausweisungsbefehl in einen Abfallkasten geworfen hat, fährt in die Kreisstadt

und läßt sich in den frühen Morgenstunden des 25. Juli zu einem treuen Presbyter, der gleich am Eingang des Dorfes wohnt, nach Womrath fahren. Hier trifft er hernach mit seiner Frau zusammen, die von Dickenschied herüberkommt. Wie hat die hochbetagte Gattin des schon heimgerufenen Presbyters vor kurzer Zeit von der überraschenden Ankunft des Pfarrers Schneider gesagt: „Er war so ruhig, hat berichtet, mit uns das Wort gelesen und gebetet.“

Pfarrer Schneider beschließt: Heim nach Dickenschied! Seiner Frau wird das Herz schwer. Auf dem Wege treffen sie ihren treuen Freund, Pfarrer Fritz Langensiepen, der eigens gekommen war, um Pfarrer Schneider zu einem Erholungsurlaub zu bewegen. Bei den Pfarrersleuten der Stadtmission Baden=Baden, Ippach, findet der ausgewiesene Pfarrer Erholung. Eine echt brüderliche Tat, denn sein Aufenthalt war illegal, da er sich nicht, wie befohlen, bei der Polizei meldete. Er tat es nicht, weil er dem Unrecht nicht einen Schein des Rechts geben konnte.

Sofort nach der Ankunft schrieb er seiner Frau:

„Baden=Baden, den 27. Juli 1937

Lieber Schatz!

Nun bekommst Du nach langer Zeit wieder den ersten mit Tinte geschriebenen Brief. Über unsere Reise und Einführung hier wird Dir Fritz wohl das Nötige gesagt haben. Nun betet nur auch, daß Gott auch diese unsere Wege, auch wenn sie nicht so ganz von Gott geführt sein sollten, segne und für die Haltung der Gemeinde zu keinem Schaden geraten lassen wolle! Darüber bleibt uns aber auch die Dankespflicht für Gottes gnädige Führung durch die vergangenen Wochen und aus dem Gefängnis in Haus, Familie und Amt hinein. Wir dürfen uns nur für uns schämen, daß wir Gott nicht noch viel mehr glauben und vertrauen. Er tut immer über unser Bitten und Glauben, und dennoch muß sich Gott auch richten nach unserem

Glauben. Deshalb, mein liebes Weib, bitte hilf mir glauben und beten und daß wir uns daran halten: Fürchte dich nicht, glaube nur! Das Haus ist angenehm, Du wirst Dich mit mir hier sehr wohl fühlen, und Baden-Baden und Umgebung ist sehr schön. Ich sehe nun unseren Weg so . . . Wir dehnen unseren Urlaub nicht über vier Wochen aus, das heißt, weil ich gestern Dir und Fritz so brav gefolgt bin, werde ich am 28. 8. wieder Dienst tun. So herunter, wie es gestern und vorgestern nach den letzten Nächten mit wenig Schlaf und bei den Wegen der Flucht und Entführung den Anschein hatte, bin ich gar nicht und fühle mich nach dem Schlaf der letzten Nacht wieder ganz frisch und wohl . . . Gestern abend vor dem Einschlafen las ich noch die Briefe, die Du während meiner Haft bekamst. Wir müssen ja ganz beschämt sein um der vielen Anteilnahme und Treue, um der vielen Gebete und um der Sorge willen, die man an uns verschwendet hat und die ich mir in Koblenz in keiner Weise so vorgestellt hätte. Wir sind sie in keiner Weise wert, schon weil wir gar nicht in gleicher Weise treu sind in Gebet, Fürbitte und Sorge für die anderen. Auch das muß uns zur Buße rufen und uns nur ein etwas freundlicheres Gericht Gottes sein als die Gefängniswochen: Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?

Für die Zukunft wollen wir – ich bitte es mir jetzt schon aus – ohne Sorgen und ohne Ausweichpläne sein, gelt? . . . Wenn Gott aus unserem Unglauben, Kleinglauben und Schwanken noch Gutes kommen läßt, so rechtfertigt das uns nicht, sondern geschieht nur zum Preis der unverdienten Barmherzigkeit Gottes, von dessen sündenvergebender Gnade wir leben. Im übrigen bist Du ja mein liebes, tapferes, kluges, manchmal zu kluges Weib, auf das ich stolz bin, das die Last der vergangenen Wochen noch mehr getragen als ich und für mich getragen hat, dem ich sein Sorgen und Dreinreden darum auch ein wenig zugute halten will . . .“

Als für Pfarrer Schneider, seine liebe Frau und seine Freunde belastendes Moment stand die Ausweisung aus dem Rheinland vor ihrer Seele. Als Seelsorger weiß er sich an seine Gemeinde gewiesen, und dennoch darf er auf den Rat seiner Brüder nicht verzichten. Der Bruderrat der rheinischen Kirche hat sich immer wieder mit Pfarrer Paul Schneider beschäftigt und war nicht in der Lage, einen Rat oder gar eine Weisung zu geben. Während seines Aufenthalts in Baden-Baden wurde Pfarrer Schneider vom stellvertretenden Präses des rheinischen Bruderrates, Pfarrer Schlingensiepen, aufgesucht. Über den Verlauf der Unterredung mag uns hier eine Augen- und Ohrenzeugin informieren: „... Wir erinnern uns beide ... der Aussprache mit Herrn Pfarrer Schlingensiepen in meines Mannes Studierstube ... An das Gespräch damals haben wir nur einige Punkte im Gedächtnis, welche gewiß nichts Neues bringen. Ich will es aber kurz so aufschreiben, wie mein Mann und ich es in Erinnerung haben:

Pfarrer Schingensiepen fragte, als Vertreter des Präses, Ihren lieben Gatten: ‚Ist es Ihre Absicht, nach diesem Erholungsurlaub in Ihre Gemeinde zurückzukehren, obwohl von seiten der Gestapo das Kanzelverbot für Sie ausgesprochen ist?‘

Da antwortete Ihr Mann: ‚Ich bin meiner Gemeinde verpflichtet und nehme keinen Befehl in kirchlichen Dingen von der Gestapo entgegen.‘ Da sagte Schlingensiepen: ‚Und wenn nun wir als Bruderrat Ihnen dringend davon abraten, wieder auf Ihre Kanzel zurückzukehren, was würden Sie dann tun?‘ Antwort: ‚Dazu möchte ich heute keine Stellung nehmen, ich werde nach meinem Gewissen handeln‘, und er ließ durchblicken, daß er entschlossen sei, in seine Gemeinde zu gehen. Dann sagte Schlingensiepen zu Ihnen: ‚Wie denken Sie darüber — sind Sie sich ganz bewußt, welche gefährlichen Folgen die Rückkehr Ihres Mannes in seine Gemeinde für ihn haben kann?‘ — Antwort: ‚Ich kann meinen Mann nicht zurückhalten, wenn er es als

seine Berufung ansieht, wieder auf seine Kanzel zu gehen; Gefahren drohen ihm überall.“ Es war sicherlich eine ernste Unterredung, deren Konsequenz sich erst viel später zeigte. Wie Pfarrer Schneider sich entschieden hätte, wenn der Bruderrat als seine Kirchenleitung ihm eine andere Anweisung gegeben hätte, wissen wir nicht. Seine Gattin konnte und durfte es nicht, mochte ihr Frauen- und Mutterherz auch darüber bluten.

Während der herrlichen Urlaubstage bekommt Pfarrer Schneider von seinem Schul- und Studienfreund Pfarrer Emil Weber, der s. Z. in Eschbach/Taunus war, eine Anfrage, ob er gewillt sei, ihn für einige Urlaubswochen zu vertreten. Unter dem 21. August 1937 willigt Pfarrer Schneider in das Angebot ein und teilt seinem Freunde mit: „. . . Dennoch kommt mir Dein Angebot sehr gelegen. Denn erstens bat mich Bruder Schlingensiepen, noch eine Zusammenkunft aller in meiner Lage Befindlichen abzuwarten, die erst im September sein kann, und zweitens steht erst ab 1. Oktober für alle Fälle ein Vikar für Dikenschied zur Verfügung, so daß dann das Gemeindeleben nicht mehr in Unruhe gestürzt wird, gegebenenfalls dann sofort seine stetige volle Pflege finden kann . . .“ In einem anderen Brief schreibt er dem Freunde: „Habt Ihr die bekennende Gemeinde gesammelt, die Arche Noah zugerüstet? Gott helfe uns allen zur letzten Entschlossenheit und Leidensbereitschaft, die seinen Streitem unter Jesu Fahne not ist!“ Pfarrer Schneider übernimmt die Vertretung in der Hoffnung, daß die angekündigte Konferenz der Ausgewiesenen bald zustande kommt.

Von Eschbach aus schreibt er seiner Frau, die inzwischen wieder zu den Kindern nach Dikenschied gefahren ist: „Aus dem gestrigen Telefongespräch entnehme ich, daß Du nicht so ganz froh bist und Dir Sorgen machst. Offenbar steht es in der Gemeinde auch nicht ganz gut. Aber, liebes Weib, auch da gilt es, nicht zu sehen auf das Sichtbare und das, was vor Augen ist, sonst hätten wir das

Glauben nicht mehr nötig . . . Wir Eltern sollten gehorsamer, gläubiger, zuchtvoller auf Gottes Wegen wandeln. Wir sind es unseren Kindern schuldig und unserem Gott, der uns so viel Ursache gegeben hat, aus Dank und Liebe ihm zu dienen.“

Die Versorgung der Gemeinden Dickenschied und Womrath kann nur von Fall zu Fall geregelt werden. Darüber entsteht eine große Not. Aus diesem Grunde schreibt das Presbyterium Womrath an Pfarrer Schneider:

„Womrath, den 19. September 1937

Lieber Herr Pfarrer Schneider!

Da Sie bereits seit dem 31. Mai d. J. durch die Geheime Staatspolizei in Koblenz von uns gerissen wurden und Ihnen keinerlei Vergehen nachgewiesen werden konnte, womit man Sie bestraft hätte, erkennen wir darin nur eine verleumderische Anzeige, welche eigentlich von Rechts wegen strafbar gewesen wäre. Da Sie nun längere Zeit aus der Verhaftung entlassen und Ihre Ausweisung noch nicht zurückgezogen ist, können wir als Presbyter der hiesigen Gemeinde den jetzigen Zustand nicht länger über uns ergehen lassen, weil die Konfirmanden keinen Religionsunterricht seit Ihrer Abwesenheit erhielten. Die Christenlehre für die angehende Jugend wurde unterlassen. Es fehlt die Seelsorge an den Kranken in beiden Gemeinden. Die heilige Abendmahlsfeier ist bereits zweimal übergangen worden. Alle recht stehenden Gemeindeglieder wünschen dringend Ihre baldige Rückkehr, damit Sie wieder in Gottes Namen Ihres Amtes walten können. Das Presbyterium verlangt daher Ihre baldige Rückkehr und bittet Sie höflichst, die dringende Bitte, wenn irgend möglich, an eine höhere Staatsgewalt (Obrigkeit) weiterzugeben; denn wir können die Verantwortung in der Gemeinde durch Ihre Abwesenheit nicht länger übernehmen.

Das Presbyterium der Gemeinde Womrath:
Fuchs, Scherer, Auler.“

Das Presbyterium in Dickenschied erhob die gleiche Forderung. Danach entschloß sich Pfarrer Schneider, nachdem die Konferenz der aus ihren Gemeinden ausgewiesenen Pfarrer noch nicht zustande kam, zur Rückkehr in seine beiden Gemeinden. Er teilte das den beiden Presbyterien mit, die ihrerseits den Termin geheimhielten. Zuvor bekommt er nach Eschbach ein Schreiben des rheinischen Bruderrates, in dem es heißt: „. . . Wir sind deswegen auch nicht in der Lage, Sie um eine Verschiebung Ihres Vorhabens zu bitten unter Berufung auf diese in Aussicht genommene Konferenz. Was Sie Ihrerseits tun können, ‚um alle Gerechtigkeit zu erfüllen‘, scheint uns auch gut und recht. Es ist uns klar, daß wir zu Ihrer Entscheidung nicht nein sagen können. Ebenso klar ist uns aber auch, daß es sich bei dem Ja Ihrer Entscheidung nicht um das Befolgen einer kirchenregimentlichen Anweisung handeln kann, sondern nur um die Gewißheit des Gehorsams gegenüber dem Befehl des Herrn selbst. Darum kann hier weder etwas befohlen noch etwas verboten werden . . .“

Inzwischen hatte Pfarrer Schneider einen ausführlichen Bericht an die Reichskanzlei und in Abschrift an das Reichsinnenministerium und an den Herrn Regierungspräsidenten in Koblenz verfaßt und diesen am 30. September 1937 den Behörden zugestellt. Es ist ein Dokument von einem ungeheuren Glaubensmut, womit er dem Satan in den Rachen greift. Am Erntedankfest 1937 steht er wieder auf seiner Kanzel in Dickenschied. Zwei Tage zuvor hatte er, als er gefragt wurde: „Ist es nötig, sich so in Gefahr zu begeben?“, den Abschnitt vom Guten Hirten gelesen. Seine Predigt schloß er mit dem Gesangbuchvers:
„Ich sing’ in Ewigkeit von des Erbarmers Huld.
Er liebet treu sein Volk, vergibt und hat Geduld.
Mein Mund soll seine Treu’ und Wahrheit laut verkünden,
daß auch die Enkel Gott, wie wir ihn fanden, finden.
Ja, seine Gnade steigt, sich ewig zu erhöhen,
und seine Wahrheit bleibt im Himmel feste stehen.“

In der Gemeinde herrschte eitel Freude darüber, daß nun ihr Pfarrer wieder da war. Aber das Unwetter sollte am Abend, als Pfarrer Schneider mit seiner Gattin und den Womrather Presbytern zum Gottesdienst nach Womrath fährt, über sie losbrechen. Am Ortseingang von Womrath hatten die Häscher der Gestapo sich aufgestellt, und hinter der Hecke lag die HJ, um das Schauspiel der Verhaftung mitzuerleben. Es ging alles sehr schnell. Seine Frau steckte ihm noch schnell das Gesangbuch und die Bibel zu. Am nächsten Morgen besuchte sie ihn im Gewahrsam in Kircheng, dort sagte er laut: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ An der Tür seiner Zelle sagte er zu ihr: „Sag's den Gemeinden: Ich bin und bleibe der Pfarrer von Dickenschied und Womrath!“ Es dauerte nicht lange, da wird er in das Polizeigefängnis nach Koblenz überführt. Er weiß, daß er im „heiligen Kriegsdienst der Kirche Jesu Christi steht“. Er weiß aber auch, daß es die Möglichkeit einer Überführung in das Konzentrationslager gibt, er hat das Grauen vor Augen. „Er (Kommissar Oswald) forderte mich noch einmal auf, zu unterschreiben, daß ich meine Ausweisung annehmen und nicht mehr in das Rheinland zurückkehren wolle. Ich weigerte mich natürlich mit der Berufung auf die Bindung des Hirten an seine Gemeinde. Darauf sagte er: ‚Sie ziehen also Konzentrationslager vor?‘ Ich sagte: ‚Ich ziehe das nicht vor; aber wenn ich es erdulden soll, muß ich das auch erdulden können.‘ Ich halte allerdings jetzt, obwohl ich mir dessen nicht bewußt war, die zurückgewiesene Ausweisung, die ohne Rechtsgrund vom Staat angeordnet und nun offenbar mit Lager durchgefochten werden soll, für außerordentlich wichtig für das Verhältnis von Staat und Kirche und die um des Evangeliums willen zu behauptende innere und äußere Freiheit der Kirche. Ich begreife eigentlich immer weniger, wie man sich das bisher so unter bloßem Protest mit Worten hat gefallen lassen, wo wir sogar noch als Körperschaft öffentlichen Rechts fungieren. Hoffentlich sieht die Kirchenlei-

tung, die bisher in meiner Sache nicht reden wollte, die Wichtigkeit der Sache ein und findet noch die Sprache dazu. Oder sollte ich als kleines Pastörlein auf dem Hunsrück allein dem Staate bezeugen müssen, was recht ist? Es ist dann fast dem Staate zu viel zugemutet, das als kirchliche Entscheidung ernst zu nehmen. Warum hat man nun schon ein Vierteljahr lang seit meiner zurückgewiesenen Ausweisung von der Leitung dazu geschwiegen? Ich hatte es . . . deutlich geschrieben, daß ich es für recht hielte, wenn die Leitung meine von mir für mich entschiedene Rückkehr zu ihrer Sache mache. Mir scheint es so, daß nicht bei der Kirche und ihrer Leitung, sondern bei den einzelnen Gemeinden die Entscheidung für die kommende Kirche in Deutschland fällt. Darum verrechnen sich auch alle klugen Kirchenpolitiker, die nicht an ihrem Platz in der Gemeinde kämpfen und eintreten.“

Dieser nicht von der Gestapo kontrollierte Brief ist inhaltsschwer und sollte uns in jeder Hinsicht mehr als nachdenklich stimmen. Unter dem 24. 11. 1937 lesen wir: „Nun sind, wie es scheint, die Würfel gefallen. Lager; ob es nun Konzentrationslager oder Schutzhaftlager heißt, ist wohl einerlei. Wir sollen menschliche Behandlung und Verbindung mit den Angehörigen behalten . . . Macht die Gemeinden selbständig — ein Grund für die plötzliche Wendung ins Lager ist mir nicht bekannt. Ich vermute, daß Entscheidungen allgemeiner Art höheren Orts hier mitsprechen. Was soll ich Dir nun noch raten? Das ist von außen her so leicht und billig. Ich sehe voraus, daß die Nötigung zum offenen Geständnis und freien Bekenntnis nun an jeden aufrichtigen Christen kommt . . . Seid getrost und treu und fürchtet Euch nicht! Ich behalte Euch fest in meinem Herzen. In Gott sind wir ungeschieden . . . Neue Leiden sollen uns neue Erfahrungen unseres Gottes und neue Herrlichkeiten bringen. Christus spricht: Ich bin bei euch alle Tage . . .“ Das sind Worte aus dem letzten Brief, in dem er seinen Abtransport ins Lager ankündigt.

Lassen wir nun die Gattin von Pfarrer Schneider in ihrem Buch „Der Prediger von Buchenwald“ zu Wort kommen: „Als ich schon im Begriff zur Abfahrt nach Koblenz bin, kommt die amtliche telefonische Erlaubnis, meinen Mann noch einmal sprechen zu dürfen. Daraufhin haben mir die Wachtmeister dann sogar dreimal Sprecherlaubnis gewährt – Dank ihnen! Das erstemal waren unsere beiden Ältesten dabei (zehn und acht Jahre) . . . Am andern Morgen sind Paul und ich wieder beieinander. Er hat tags zuvor seine Gefängnispost von Juni/Juli 1937 von der Stapo ausgeliefert bekommen. Diese Briefe waren sein Trost der Nacht. Ich selbst konnte mich nur noch an das Wort halten: ‚Wen Gott liebhat, den züchtigt er, und er stüupt einen jeglichen Sohn, den er annimmt.‘ Wir sagen uns diese Gedanken. Da es Freitag vor dem ersten Advent ist, habe ich ein Adventskränzlein bei mir. Er nimmt es nachher in seine Zelle und liest in seinem Licht die Adventslieder. Paul weiß, daß er heute noch frei ist, wenn er sich verpflichtet, dem Ausweisungsbefehl Folge zu leisten. Das Herz ist uns ganz schwer. Ich streichle Paul leise: ‚Wie hab’ ich Dich so lieb‘ – da erschüttert ihn tiefes Weinen. Wir reden nichts mehr. – Der Aufsichtsbeamte fordert uns dazu auf, indem er auf seine Verschwiegenheit hinweist. Ich habe die Losung des Tages aufgeschlagen: ‚Es hat überwunden der Löwe aus Juda.‘ – Stammelnd beten wir das Vaterunser miteinander. Ein schmerzdurchwühlter Mann wird abgeführt. – Das darf nicht das Letzte sein. Das sieht auch der Wachtmeister ein. Und so bekomme ich in der letzten Stunde vor dem Abtransport noch einmal Einlaß. Wir haben uns gefaßt. ‚Wir dürfen nicht weich werden‘, sagt Paul. Verse der Adventslieder, die ihn eben oben in der Zelle trösteten, strömen von seinen Lippen . . . Als letzter schaut Paul noch einmal aus dem Gefängnisauto heraus – lächelnd.“ Es war das letzte Mal, daß die Gattin das liebe Gesicht ihres Gatten sah. Sie ging allein davon. Wie tröstlich wäre es gewesen, wenn in dieser schweren

Stunde einer der Amtsbrüder dabeigewesen wäre! Die Möglichkeit bestand.

Wer bist du, Mensch?

Wer bist du, Mensch,
der du den Menschen quälst,
ihn niederschlägst,
sein Antlitz raubst,
dich dann zum Richter wählst?

Wer bist du, Mensch,
der du den Menschen plagst,
mit Schmutz bewirfst,
sein Herz zerbrichst
und hohnvoll nach ihm fragst?

Wer bist du, Mensch,
der du dich hoch erhebst?
Du bist ein Nichts
und – Satans Ball,
bis du zutiefst erbebst.

Im Winter kommen Abend für Abend Gemeindeglieder ins Pfarrhaus, um in der Fürbitte für ihren Pfarrer mit der Familie vor Gottes Angesicht zu treten. Die Nachricht von der Überführung in ein Konzentrationslager eilt durch die Bekennende Kirche und erschüttert die Gemeinden in allen Teilen des Vaterlandes. Pfarrer Schneider war allein; keine offizielle Verlautbarung einer kirchlichen Stelle bekannte sich zu seiner Handlungsweise. Wohl werden von den verschiedensten Seiten Versuche unternommen, ihn frei zu bekommen; alles scheidert am Nein der Gestapo. Frau Pfarrer Schneider fährt persönlich nach Berlin und fürchtet sich nicht, in die allgemein gefürchtete Leitstelle der Geheimen Staatspolizei zu gehen. Sie wird hingehalten, der

Chef und die Akten seien nicht da, und auf einen späteren Termin bestellt. Den „Chef“ bekommt sie nie zu Gesicht, und die Akte bleibt unterwegs. Ihr wird zu verstehen gegeben, daß sie eine Loyalitätserklärung für das herrschende System abgeben möchte, womit sie das Verlangen der Machthaber, die Ausweisung, anerkenne. Sie lehnt ab; wie kann sie Verrat an der Sache üben, für die ihr Mann steht! Unverrichteter Dinge geht sie zu ihren Berliner Freunden. Am andern Tag trägt der jetzige Bischof D. Kurt Scharf persönlich ein Gesuch von Frau Pfarrer Schneider zur Gestapo.

Von Buchenwald tröstet Pfarrer Schneider seine Lieben daheim. Im ersten Brief schreibt er: „. . . Mit Gottes Hilfe wollen wir beiderseitig, auch Ihr zu Hause, fröhlich und getrost bleiben, zumal in dieser Vorweihnachtszeit. Wir wollen uns in diesem Jahr um so mehr die tiefsinnige Weihnachts- und Adventsfreude, die unabhängig ist von den äußeren Umständen, erbitten . . . Wir wissen ja sowieso unser Geschick in Gottes Hand.“ Wie tief hat sich das Weihnachtsgeschehen in sein Herz eingegraben! Er ist nicht von einer Stimmung erfaßt, sondern von der Menschwerdung des Heilandes durchdrungen. Was bedeutete in Buchenwald schon Stimmung oder Gefühl; hier konnte man nur von Realitäten durchgetragen und erhalten werden. „Aber der treue Gott ist ja auch hier bei mir und kann mir auch diese ‚Ferne‘ zur ‚Heimat‘ machen und mir auch in dieser ‚Welt‘ adventlich begegnen. Ich bin gewiß, daß Ihr auch in diesem Sinne für mich betet. Wie werden sich jetzt die Kinderlein mehr und mehr auf Weihnachten freuen und die Adventslieder mit Euch Großen singen! Gelt, sie haben jetzt noch einen besonderen Klang und eine besondere Verheißung für uns ‚Arme und Elende in dieser bösen Zeit, die ihr an allen Orten müßt haben Angst und Leid‘. Daran wird es Euch ja auch nicht fehlen, vielleicht nicht nur im Vermissen des Vaters. Ob auch dunkle Wolken der Trübsal uns dies vor uns liegende liebe Fest verdüstern, das ewige Licht, das ins Kripplein zu Bethlehem

einging, wird um so reiner und sieghafter sich den Weg in unsere Herzen bahnen, daß wir, wenn auch getrennt, doch getröstet und gläubig feiern und uns der Liebe Gottes freuen können.“

Von der Reise nach Berlin erhielt Pfarrer Schneider „zwischen den Zeilen“ von seiner lieben Frau Nachricht. Er freut sich darüber. Ihm ist es eine große Hilfe, daß sie dort liebe, gleichgesinnte Menschen getroffen hat, die sich ihr Anliegen zu eigen gemacht haben. „Wie gut ist es, daß wir, auch wenn die schriftliche Verbindung einmal unterbrochen wird, doch im Glauben und Gottvertrauen miteinander verbunden sein und von der verzehrenden Sorge bewahrt bleiben dürfen! Ich freue mich sehr über die Reise, die Du gemacht, das schöne Erleben und die Verbindung mit so viel feinen, lieben Menschen, die Dir dabei geschenkt wurden . . . Im übrigen wollen wir uns fest auf die Zusage Gottes verlassen, daß er die Gefangenen ausführt zur rechten Zeit, und unsere Seelen in Geduld fassen . . .“

Der Glaube von Pfarrer Schneider wird trotz der Fronarbeit, die er im Steinbruch zu leisten hat, immer leuchtender, immer tiefer. Seine Sorge um den Menschen war groß. Sein Leidenskamerad Arthur Dietzsch berichtet: „Wochenlang zog ich mit Paul Schneider am gleichen Knüppel einer Lore im Kommando SS-Führersiedlung unter dem ‚grünen‘ Kapo Berg bzw. dem ‚grünen‘ Vorarbeiter Pfeiffer. Ich war noch nicht lange bei diesem Kommando, als mir ein Posten die Mütze vom Kopf riß und sie weit wegwarf. Unwillkürlich wollte ich den Knüppel loslassen und meiner Mütze nacheilen. Da rief mir Paul Schneider zwischen den Zähnen zu: ‚Nicht loslassen! Hierbleiben!‘ Ich verstand. Am Ausladeplatz angekommen, forderte mich der Posten auf, ich solle meine Mütze holen. Anstatt dieser Aufforderung zu folgen, riß ich mir das Hemd auf der Brust auseinander und sagte, wenn man mich fertigmachen wolle, dann solle man doch schießen, aber gleich und nicht von hinten. Der Posten fuhr mit dem

Gewehr hoch, aber ein anderer Posten bemerkte gleichgültig: ‚Laß den; der weiß Bescheid!‘ Die Posten erhielten für jeden ‚Fluchtversuch‘, der durch ihre Tatkraft gescheitert war, drei Tage Urlaub und eine Sondervergütung in Geld, außerdem wurden sie bevorzugt befördert. Der Beweis für einen Fluchtversuch lag immer dann vor, wenn der Häftling im Rücken getroffen war. Paul Schneider hat mir durch seine Warnung also buchstäblich das Leben gerettet.“

Von ihren Angehörigen durften die Häftlinge monatlich einen bestimmten Geldbetrag erhalten, für den sie von Zeit zu Zeit in der Häftlingskantine einige zusätzliche Lebensmittel einkaufen konnten. In dem Brief von Arthur Dietzsch lesen wir darüber: „Interessieren dürfte ferner, daß Paul Schneider von dem Geld, über das er monatlich verfügen durfte, bedürftige Mithäftlinge unterstützt hat. Er kaufte für sie in der Häftlingskantine Zucker, Haferflocken, Schokolade und dergleichen nahrhafte Dinge, um sie vor völliger Entkräftung zu bewahren. Tabakwaren dagegen verschenkte er grundsätzlich nicht.“ Seinen Lieben schreibt er immer: „Ich bin gesund und munter . . .“ und umfängt sie mit einem liebenden Herzen. Er hat seine Sinne auf den einen Herrn gelenkt, der Himmel und Hölle bewegen kann: „Betet für mich, daß ich auch hier in der Nachfolge unseres gekreuzigten Herrn erfunden werde und rechte Passionszeit halte! Euch wünsche ich auch, daß Ihr mit den lieben Gemeinden im Segen durch die Passionswochen geht.“

Pfarrer Paul Schneider war bewußt ein Bote und Zeuge Jesu Christi. Er hat seine Zugehörigkeit zu seinem Herrn in keiner Stunde verleugnet, mochten das Herzeleid oder die Qualen noch so groß sein. Die von ihm gesagten und geschriebenen Bibelverse betrafen seine ganze Existenz. In allem, was ihn umgibt, sieht er die liebende und leitende Hand Gottes. Obwohl er mit seinen Leidensgenossen als Kamerad lebt und bei aller Schwere seines eigenen Daseins

versucht, sie in ihrem Leiden, in ihrem Heimweh, in ihrer Ausweglosigkeit zu trösten, ist der große Durcheinanderbringer am Werk. Arthur Dietzsch schreibt: „Nicht allein bei der Arbeit, sondern auch beim Appell stand ich häufig in der Nähe von Paul Schneider. So auch am 1. Mai 1938, wo zum ersten und letzten Male eine Flaggenhissung stattfand, an der wir Häftlinge teilnehmen mußten. Nach dem Kommando ‚Mützen ab!‘ behielt Paul Schneider zum Entsetzen aller um ihn Stehenden seine Mütze auf dem Kopf. Auf meinen leisen Zuruf: ‚Paul, mach keine Dummheiten!‘ reagierte er nicht. Nach dem Weggreten eilte ich sofort auf Paul Schneider zu und fragte ihn, weshalb er die Mütze nicht abgenommen habe. ‚Dieses Verbrechersymbol grüße ich nicht‘, antwortete er mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Während ich ihm noch vorhielt, doch an seine Frau und an seine Kinder zu denken, ertönte aus dem Lautsprecher der Befehl: ‚Derjenige Häftling, der beim Appell die Mütze nicht abgenommen hat, sofort ans Tor‘, und anschließend nochmals: ‚Wenn der Häftling sich nicht sofort meldet, wird das ganze Lager bestraft!‘ Darauf setzte sich Paul Schneider in Trab . . .“

Notar A. Leikam, der ebenfalls Häftling in Buchenwald war, schreibt: „Nun begann der eigentliche Leidensweg von Paul Schneider. Er wurde zur SS gerufen, der er freimütig seine Haltung begründete. Als erstes bekam er fünf- undzwanzig Stockhiebe auf den A. und wurde anschließend in Dunkelarrest gesperrt, die eben bezeichnete Einzelhaft, in der er bis zu seinem Tode verblieb. Dort bekannte er der SS gegenüber unerschrocken seinen christlichen Glauben. *In diesem Freimut war er wahrscheinlich der einzige in Deutschland.* Er nannte also die Teufel bei Namen: Mörder, Ehebrecher, Ungerechte, Scheusale. Durch dieses Bekenntnis, dem er immer wieder die Gnade Christi gegenüberstellte und zur Buße rief, wurde Schneider abwechselnd schweren körperlichen Martern, Demütigungen und Ängsten ausgesetzt. Die körperlichen Martern bestan-

den in schweren Schlägen, Aufhängen am Fensterkreuz an den nach rückwärts gedrehten Armen frei oberhalb des Bodens, Essensentzug, schwarzer Bunker, d. h. Tag und Nacht wurde die Zelle völlig abgedunkelt, ohne Schlafmöglichkeit, in Angst- und Leidensschreien aus den nebenliegenden Zellen. Diese Qualzeiten wechselten ab mit relativ guten Zeiten, wie helle Zelle, volles Essen, Schlafmöglichkeit, Heizung bei kalter Witterung, frei von Quälereien.

Schneider war unermüdlich, den anderen Häftlingen immer wieder Worte der Schrift zuzurufen, so vor allem morgens und abends beim Zählappell, wenn die Lagerbereitschaft vor dem Zellenbau antrat; ich selbst stand jedoch bereits außer Hörweite, doch wurde mir dies immer wieder bestätigt. An einem Januarmorgen 1939, als in dem Zellenbau zwei flüchtige Häftlinge nach ihrer Wiedergefangennahme ermordet worden waren, rief Schneider beim Zählappell: ‚Im Namen Jesu Christi bezeuge ich den Mord an den Häftlingen . . .‘, worauf ein weiteres Bekenntnis durch Schläge erstickt wurde. Die schlimmste Zeit für Schneider dürfte der Frühsommer 1939 gewesen sein. Während dieser Tage war er in halber Höhe an den nach rückwärts gezerrten Händen gefesselt, so daß er immer in halbgebückter Stellung verbleiben mußte. — Das Andenken von Schneider war bei allen Häftlingen ehrerbietig und des Lobes voll. Für ihn galt das Wort, daß ‚seine Bande in Christo im ganzen Richthause offenbar geworden sind‘. *Er ist meines Erachtens in Deutschland der einzige, der so bewußt in Überwindung der menschlichen Furcht das Kreuz Christi bis zum Tode auf sich genommen hat und unter dem Wort des Glaubens stand: ‚Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.‘*

Wenn einer das ‚Ehrenkleid‘ Christi trägt und seines Leidens gewürdigt wurde, so Pfarrer Schneider. Ich konnte und kann seiner nur in Ehre gedenken. Wer von uns möchte sich diesem Geheimnis Christi gegenüber rühmen?“

Seine Briefe aus der Arrestzelle zeugen von einem starken Glauben und einem Wissen, daß wir so oder so auf dem Wege zur Ewigkeit sind. „... Darum ist es gut und klug, wenn wir unser Herz nicht an die Erdengärten hängen und nicht vergessen, den Garten unseres Herzens fürs Himmelreich fleißig zu bestellen mit den Früchten des Geistes, wozu freilich noch mehr Mühe und Geduld gehört als für die Erdengärten.“ In seinen Briefen gedenkt er immer wieder seiner sechs Kinder und versetzt sich in ihr augenblickliches Tun. „Daß ich so liebe, fleißige Kinder habe, ist mir auch hier ein rechter Trost. Wie lebhaft kann ich mir den Kartoffelacker vorstellen mit all dem kleinen Kinder- und Weibsvolk und mit dem karstschwingenden Hünen dazwischen! Sicher schmecken die Pellkartoffeln nachher doppelt! ...“

Ein von der SS verhängtes Schreibverbot läßt ihn für längere Zeit verstummen. Am 20. März 1939 schreibt er: „Wie bin ich froh, daß ich Dir wieder schreiben und ein Lebenszeichen von mir geben darf!“ Der gefürchtete Bunkerwächter SS-Scharführer Martin Sommer, als Sadist bekannt, hatte Pfarrer Schneider zu „betreuen“. Wie diese „Betreuung“ in Wahrheit aussah, haben wir bereits im Bericht gelesen; was er dabei gelitten hat, können wir nur von ferne ahnen. Den ungemeinen Glaubensmut und die in jeder Hinsicht furchtlose Art seines Auftretens konnte die SS nicht ertragen. Dem Kommandanten hat er einmal ins Gesicht gesagt: „Sie sind ein Massenmörder! Ich klage Sie an vor dem Richterstuhl Gottes! Ich klage Sie an des Mordes an diesen Häftlingen!“

Die Arrestzelle sollte Pfarrer Schneider nicht mehr verlassen. Krank und schwach wurde er im Juli 1939 zur ambulanten Behandlung ins Häftlingsrevier gebracht. Nach der verordneten Behandlung, die der Lagerarzt persönlich durchführte, was bei den Mithäftlingen ein großes Mißtrauen hervorrief, erholte Pfarrer Schneider sich sehr schnell. Lassen wir jetzt den Arztschreiber Walter Poller,

der Häftling in Buchenwald war, berichten: „Als ich in das Behandlungszimmer komme, ist Ding (Dr. Ding war Lagerarzt) nicht anwesend. Schneider sitzt unter der Höhen-sonne. Meinen Morgengruß erwidert er leise lächelnd. Er hat sich ausgezeichnet erholt. Arme und Beine sind wieder normal, nur der Körper ist noch ungewöhnlich hager, aber der Brustkorb wölbt sich breit und kräftig, und Schneiders Körperhaltung ist wieder gut gestrafft.

Ding kommt ins Zimmer. Er hat eine vollgesogene Spritze in der Hand. Er ist überraschend lebhaft. O ich kenne dieses Wesen an ihm! Ich weiß, was jetzt geschehen wird. Ich kann nicht mit dabeisein, verlasse den Raum und begeben mich in das Arztzimmer.

Ich bin wie gerädert. Hatte ich nicht auch schon zu glauben angefangen, daß Paul Schneider Buchenwald überstehen könnte? Und nun wieder diese plötzliche Wende! Mehr mechanisch und nur ungern, einem inneren Zwange folgend, gehe ich zum Papierkorb, in den Ding die leeren Ampullen zu werfen pflegt. Und dort liegen fünf leere Strophantinampullen. Zwei davon auf einmal injiziert sind schon tödlich.

Kurze Zeit später kommt Ding in das Arztzimmer, setzt sich an den Schreibtisch, und ich reiche ihm die Unterschriftsmappe. Er unterschreibt, liest kein Stück durch, ich sehe es deutlich. Seine Gedanken sind ganz woanders.

Peix, der Häftlingspfleger der inneren Station, tritt ins Zimmer. So, jetzt kommt es. Ding tut geschäftig. Ich blicke auf Peix. Die Sekunde wird zur Ewigkeit.

„Herr Doktor“, sagt Peix, „soll Schneider jetzt wieder in den Arrest zurück?“

„Wie?“ fragt Ding ganz überrascht und starrt einen Augenblick ins Leere, wie es jemand zu tun pflegt, der in dem plötzlich aufgeschreckten Bruchteil einer Sekunde tausend Gedanken durchdenkt. „Wie — So. — Ja — Nein.“

Eine Atmosphäre grenzenloser Unbegreiflichkeit erfüllt den Raum, und immer noch starrt Ding ins Leere. Dann

aber sagt er, als handle es sich um eine harmlose Therapie: ‚Nein, leg ihn noch eine halbe Stunde unter den Lichtkasten!‘

Peix geht aus dem Zimmer. Ding unterschreibt weiter. Sollte ich mich doch getäuscht haben? Das ist doch gar nicht möglich, daß irgendein Menschenherz diese Giftdosis länger als wenige Minuten überdauert! Sehe ich denn schon Gespenster? Ding ist vollkommen ruhig, stellt Fragen an mich, bespricht dies und das. Ich muß mich getäuscht haben.

Da kommt Peix ins Zimmer gestürzt: ‚Herr Sturmführer, bitte schnell!‘

Ding springt auf, fragt gar nicht erst, was geschehen ist, und läuft mit schnellen Schritten hinter Peix her. Ich muß mich einen Augenblick an der Tischkante festhalten. Dann gehe ich auch ins Bestrahlungszimmer.

Dort, lang hingestreckt auf dem Boden, liegt Paul Schneider. Tot . . .

Im Arztzimmer diktiert mir Ding dann eine frei erfundene, völlig verlogene Krankengeschichte . . .

Der Lagerkommandant Koch wird sofort benachrichtigt. Das ist das erste Mal, daß so etwas geschieht. Berlin bekommt durch Fernschreiben Bescheid . . .“

Frau Pfarrer Schneider bekommt am 18. Juli 1939 um halb sieben Uhr das folgende Telegramm: „Paul Schneider, geb. 29. 8. 97, heute verstorben. Falls Überführung auf eigene Kosten erwünscht, Antrag innerhalb vierundzwanzig Stunden an das Bestattungsamt in Weimar, sonst Einäscherung. Lagerkommandant Buchenwald.“ Die treue Gattin begab sich mit einem Freund ihres Mannes, Pfarrer Petry, nach Weimar, um den toten, den geliebten Gatten in seine Gemeinde, nach Hause zu holen.

In Buchenwald wurde am Karachoweg eine Autogarage frei gemacht, in der Pfarrer Schneider aufgebahrt wurde. Die SS-Gewaltigen heuchelten der Witwe Beileid vor. Die Gattin schreibt: „Auf Pauls Gesicht lag der Friede und die

Hoheit der Erlösten. Ich durfte Paul in diesem kurzen Augenblick mit den Augen des Glaubens sehen: ‚Rein und frei und ganz vollkommen nach dem besten Bild gebild’t.‘ . . . ‚Wie selig die Ruhe bei Jesus im Licht; Tod, Sünden und Schmerzen, die kennt man da nicht!‘“

Pfarrer Petry sprach: „Weil du vom Tod erstanden bist, werd’ ich im Grab nicht bleiben; mein höchster Trost dein’ Auffahrt ist, Todsfurcht kann sie vertreiben. Denn du bist mein, und ich bin dein, und wo du bist, da werd’ ich sein, drum fahr’ ich hin mit Freuden“ und betete das Vaterunser. —

Die beiden Häftlingskameraden von Pfarrer Schneider betteten ihn in den mitgebrachten Sarg und mußten diesen mit sieben roten Siegeln versehen. Frau Pfarrer Schneider bekam den Auftrag, den Sarg nicht mehr zu öffnen oder in einem Privathaus unterzustellen; erlaubt wurde ihr aber, ihn in der Kirche zu Dickenschied aufzubahren.

Aber mitten in der Nacht stellte sich dem tot heimkehrenden Pfarrer wieder die Polizei in den Weg. Der Sarg durfte noch nicht nach Dickenschied, sondern mußte bis zum Beerdigungstag in der Kapelle des Krankenhauses in Simmern verwahrt werden. In Dickenschied saß inzwischen die Gemeinde in der Kirche und sang Trostlieder.

Die Nachricht vom Tode des Zeugen von Buchenwald eilte durch die Bekennende Kirche Deutschlands. Sie kamen aus dem Norden, Süden, Osten und Westen und bekann= ten ihren Glauben. Sie stimmten in der Kirche den Sieges= gesang an: „Gloria sei dir gesungen mit Menschen= und mit Engelszungen, mit Harfen und mit Zimbeln schön“, und der Gesang pflanzte sich durch das ganze Dorf hin= durch fort. Aus der katholischen Kirche trat der dortige Priester mit seiner Gemeinde heraus und schloß sich dem Leichenzug an. Die Botschaft von Ostern ergriff die Herzen und spendete Trost, den Trost und die Freude der Ewigkeit.

Die Gestapo äußerte sich beim Verlassen des Friedhofes gegenüber dem Vertreter der Vorläufigen Leitung der

Evangelischen Kirche: „So werden Könige begraben.“ „Kaum“, antwortete dieser, „aber hier ward ein Blutzuge Jesu Christi zu Grabe getragen.“

Superintendent Bernhard Heinrich Forck läßt seinen Aufsatz über Pfarrer Schneider enden: „Schneiders Leben und Sterben ist von Gott gesegnet worden. Er bleibt eine ständige Mahnung für die evangelische Kirche, sich auf ihren Auftrag zu besinnen und im Gehorsam gegen den Befehl Jesu Christi auch die Bußzucht zu üben. Von Schneider darf mit Recht das Wort gesagt werden, das einer der Teilnehmer an der Bestattung ihm nachrief:

Er hat getragen Christi Joch,
er ist gestorben und lebet noch.“

LITERATURVERZEICHNIS

- Schneider, Paul: . . . und sollst mein Prediger bleiben. Herausgegeben von Rudolf Wentorf. Brunnen-Verlag, Gießen-Basel.
- Schneider Margarete: Der Prediger von Buchenwald. Herausgegeben von Prof. Heinrich Vogel. Lettner-Verlag, Berlin.
- . . . und folget ihrem Glauben nach. Herausgegeben von Bernhard Heinrich Forck. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart.
- Poller, Walter: Arztschreiber in Buchenwald. Verlag Das Segel, Offenbach am Main.

Als Ergänzung zu diesem Lebensbild empfehlen wir:

... und sollst mein Prediger bleiben

Zeugnisse von Paul Schneider

Mit einem Geleitwort von Bischof D. Kurt Scharf

Herausgegeben von Rudolf Wentorf

160 Seiten, 2 Bildtafeln. Ganzleinen DM 9,80

Ein maßgebliches Urteil:

Das Buch füllt eine Lücke aus, indem es außer einem kurzen biographischen Überblick über das Leben und Wirken Paul Schneiders vor allem Predigten von ihm enthält. Diese vermitteln einen starken Eindruck von seiner schlichten und doch eindringlichen Predigtweise. Einige persönliche Briefe und Photographien der Kirchen von Dickenschied und Womrath vervollständigen das Bild des Predigers von Buchenwald.

(Kirchliches Amtsblatt der Evang. Kirche im Rheinland)

Von Rudolf Wentorf erschien ferner:

Dichter der Kirche

Rudolf Alexander Schröder

Jochen Klepper — Siegbert Stehmann

272 Seiten, mit drei Handschriftenproben

Kartonierte DM 5,80

Eine Würdigung von Leben und Werk dieser drei Dichter, die von ihrem Auftrag her innerlich zusammengehören.

In unserer Kurzbiographienreihe

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES

sind die Lebensbilder auch einzeln erschienen:

Band 165/166 **Jochen Klepper**. Ein Dichter im Dennoch. 94 Seiten. DM 2,80.

Band 167/168 **Rudolf Alexander Schröder**. Ein Dichter aus Vollmacht. 104 Seiten. DM 2,80

Band 169 **Siegbert Stehmann**. Ein Dichter in der Bewährung. 72 Seiten. DM 2,20

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

PAUL SCHNEIDER (1897–1939) wird im Gedächtnis der Gemeinde Jesu Christi weiterleben als einer, der in Zeiten der Tyrannei und des Gewissenszwangs sich mutig zu seinem Herrn Jesus Christus und zum unverfälschten Evangelium bekannt und dafür schließlich sein Leben gelassen hat. Es dürfte in unserer Zeit, in der der Kampf um das reine Bekenntnis wieder mit besonderer Schärfe entbrannt ist, gut und heilsam sein, sich an dem Leben und Leiden Paul Schneiders neu zu orientieren. In dem vorliegenden Büchlein geht es nicht nur um seinen äußeren Lebensablauf, sondern vor allem auch um sein Hineinreifen in die Glaubensfestigkeit, in das Martyrium. Paul Schneider war kein Eiferer; auch verbot es ihm sein sehr fein reagierendes Gewissen, durch irgendwelche Winkelzüge das eine zu lassen, um das andere zu tun. Sein ungeheurer Ernst im Umgang mit der ihm anvertrauten Botschaft läßt etwas von dem „Geist der ersten Zeugen“ deutlich werden. Das Lebensbild stützt sich auf Briefe Paul Schneiders an seine Frau und Freunde, sowie bisher noch nicht veröffentlichtes Aktenmaterial und Aussagen von Leidenskameraden aus dem Konzentrationslager Buchenwald, wo der standhafte Bekenner zum Blutzegen seines Glaubens wurde.